

Studien zur Deutschen Weidmannssprache.

Von der Universität Rostock gekrönte Preisschrift.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
hohen philosophischen Fakultät der Universität Rostock

vorgelegt von
Paul Lembke
aus Rostock.

Dresden,
Druck von B. G. Teubner.
1898.

Referent: Herr Prof. Dr. Golther.

Meiner Mutter.

Bei der Veröffentlichung dieser Arbeit ist es mir eine angenehme Pflicht, mich dankbar der Förderung und Unterstützung zu erinnern, die sie von meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Golther, sowie von den Herren Oberlehrer Wossidlo-Waren und Oberförster Pingel-Rostock empfangen hat.

Vorbemerkung.

Die nachstehenden Untersuchungen verdanken ihre Entstehung einer von den vier Dekanen und dem Direktor des germ. Seminars hiesiger Universität gestellten Preisaufgabe folgenden Inhalts: „Es soll nach Art der Studentensprache von Kluge, John Meier und anderer irgend eine Berufssprache, z. B. die der Schiffer, Soldaten, Jäger ꝛc. in ihrem gegenwärtigen und womöglich auch früheren Zustand geschildert, die eigentümlichen Wörter, Wendungen, Bilder im Vergleich mit der Gemeinsprache hervorgehoben und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden." Um meiner Aufgabe nur einigermaßen gerecht zu werden, unternahm ich eine selbständige Durcharbeitung des Materials, soweit es mir in Berlin zugänglich war, ganz unabhängig von der Kehreinschen Sammlung, die ja auch nach den Quellen bearbeitet ist. Ich kam dabei in vielen Punkten natürlich zu gleichen Resultaten, wo das nicht der Fall ist, habe ich mit ihr mich auseinanderzusetzen versucht. So war sie mehr Prüfstein als Fundgrube für meine Sammlungen und Resultate. Die nachstehende Abhandlung reichte ich dann am 1. Januar 1897 ein, sie wurde im Februar preisgekrönt und liegt jetzt in erweiterter Fassung vor. Selbstverständlich konnte es nicht meine Absicht sein, das ganze Material zu erschöpfen, die Studien wollen nur ein einigermaßen klares Bild von dem Wesen und der Entwickelung der Weidmannssprache und von ihren Beziehungen zur Gemeinsprache geben. Inwieweit das gelungen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Einen nicht unbeträchtlichen Teil des gesammelten Materials habe ich zu einem Wörterbuch verarbeitet, ähnlich dem Kehreins, und ich hoffe, später noch einmal darauf zurück zu kommen. Denn da Kehrein einige ältere Quellen nicht gekannt hat, und da außerdem seit dem Erscheinen seines Buches eine Reihe neuer Jägerausdrücke aufgekommen sind, dürfte eine Neubearbeitung seines Wörterbuches nicht verfrüht sein.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kurzer Überblick über die Entwicklung weidmännischer Sprache und Litteratur.

Man hat das Leben unserer Umgangssprache vielfach dem Laufe eines mächtigen Stromes verglichen. Das Bild ist nicht ungeschickt gewählt; denn frei, ungebunden gleich ihm, bald in gerader Richtung, bald in den wunderlichsten Windungen dahinflutend, bricht sie sich selber Bahn, unbekümmert um das übereifrige Bestreben einzelner Sprachreiniger, ihre Fluten einzudämmen und sie in einen langweilig geraden, dafür aber den Regeln der Logik entsprechenden Kanal abzuleiten. Überall auf ihrem Wege nimmt sie kleine Bächlein und Rinnsale in sich auf, die aus den verschiedensten Gebieten kommend Verlornes ersetzen, Neues hinzufügen und nicht selten eine lebhaftere Strömung in ihren oft recht trägen Fluten hervorrufen. Die im Volke wurzelnden Dialekte, die Kastensprachen der einzelnen Berufe und Stände sind es, die solche Bächlein entsenden. Auch die Sprache der Jäger trägt nach ihrem Teil dazu bei.

Bei der Bedeutung, die die Jagd schon im Leben der Germanen einnahm, darf vermutet werden, daß schon in urgermanischer Sprachperiode sich Jagdausdrücke gefunden haben, und in der That leitet Kluge im Etymologischen Wörterbuch das Zeitwort „spüren" auf jene Zeit zurück. Doch konnte eine festgefügte Standessprache erst erwachsen, nachdem der Jägerstand festere Formen angenommen hatte. Das geschah im 11. und 12. Jahrhundert, als bei dem mächtigen Aufblühen höfisch-ritterlichen Geistes auch die Jagd mehr und mehr als eine Kraft und Mut stählende ritterliche Übung und Unterhaltung angesehen und von Fürsten und Edlen gerne ausgeübt wurde. Aber neben der Lust und dem Vergnügen am Besiegen und Erlegen des Wildes bot sie auch einen großen materiellen Nutzen, versorgte sie doch die Tafel des Ritters mit einer Menge des schmackhaftesten Wildbrets, das namentlich zur Winterszeit, wo man für gewöhnlich an dem eingesalzenen Fleisch geschlachteter Haustiere sich genügen lassen mußte, eine hochwillkommene Abwechslung bot. So ist es leicht begreiflich, daß Fürsten und Ritter mit großem Eifer dem Weidwerk oblagen und sich nach und nach zur Erleichterung der Jagd mit einem Troß von Leuten umgaben, die das

Wild aufzuspüren, herbeizutreiben und die Hunde zu führen und abzurichten hatten, kurz, alle jene Dienste verrichten mußten, die mit der Würde eines Ritters nicht im Einklang standen. Schon frühzeitig finden wir diesen Troß unter der Leitung eines „Jäger- oder Forstmeisters", der, selber meistens aus edlem Geschlecht, insbesondere an Fürstenhöfen die Anordnung der Jagd zu versehen hatte.

In dieser Zeit also haben wir die ersten Ansätze der Weidmannssprache zu suchen. Der Boden, in dem sie wurzelt, ist der damalige Bestand der verschiedenen hochdeutschen Dialekte; aus ihnen werden die einzelnen Worte bald in verengerter, bald in erweiterter, bald in bildlicher Bedeutung herübergenommen und mit großer Zähigkeit in der ursprünglichen Bedeutung, ja teilweise auch noch in der ursprünglichen Form festgehalten, sodaß uns noch heute eine Menge von Worten entgegentritt, die allerdings erst in neuhochdeutscher Zeit belegt, aber doch in diese Periode zurückzuweisen sind.

Die mannigfachen Einwirkungen, die unser Volk damals von der hochstrebenden französischen Kultur erfahren hat, machen sich mit Beginn des 13. Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Jagd geltend, in der Weise, daß mit der französischen Hetz- oder Parforcejagd gewisse Jägerbräuche verbunden mit mancherlei französischen Kunstausdrücken im deutschen Weidwerk Eingang fanden. Solche Worte erhielten alsbald deutsches Gepräge und gelten größtenteils noch heute, wie z. B. Ziemer (aus frz. cimier) bei den Jägern als gute Münze. Mit der Parforcejagd stand in innigem Zusammenhang eine sorgliche Ausbildung des zum Aufspüren von Wild verwendeten Leithundes und eine rasche Entwicklung der Fährtenkunde, die beide eine Fülle neuer Ausdrücke schufen. Im 15. und 16. Jahrhundert griff der überall herrschende Zunftgeist auch auf die Jägerei hinüber, namentlich nachdem das Feuergewehr auf der Jagd Verwendung gefunden hatte, und damit das sogenannte deutsche oder eingestellte Jagen, d. h. die Umstellung des Wildes mit hohen Tüchern, in Aufnahme gekommen war. Kann diese Jagdart, wenn man bedenkt, daß die geängsteten Tiere in dichten Scharen den todbringenden Rohren zugetrieben wurden, auch nur eine mit großem Schaugepränge vollführte Schlächterei genannt werden, so war sie doch für den festen Zusammenschluß des Jägerstandes von hoher Bedeutung, erforderte doch ihre ganze Einrichtung eine große Anzahl sachkundiger Leute, die vor allem die ziemlich schwierige Aufstellung der Tücher zu besorgen hatten. So wurde von da ab für den jungen Berufsjäger eine Lehrzeit von drei Jahren, die sogenannte Behängenszeit, festgesetzt, die noch bis in unser Jahrhundert hinein Regel blieb. Während dieser Ausbildungszeit wurde dem jungen Jäger die Erlernung und richtige Anwendung der Weid-

mannssprache zur strengen Pflicht gemacht. Ja, die Jagdherrn selber, Fürsten und hohe Adlige, suchten ihren besonderen Stolz darin, unter Jägern „weidgerecht" zu reden, und wehe dem vorlauten Junker oder der unerfahrenen Dame, die einmal bei der Jagd ein nicht weidgerechtes Wort fallen ließen, ihnen wurden ohne Gnade „Pfunde zuerteilt" oder, wie es auch heißt, es wurde ihnen „das Weidmesser gegeben". Dabei ging es folgendermaßen zu: Der Missethäter mußte sich über das beste Stück der Strecke legen, während die Jäger sich mit gezückten Hirschfängern um ihn herum stellten und den Strafakt mit einer kurzen Fanfare einleiteten. Dann trat der Jagdherr oder an dessen Statt der Jägermeister herzu und gab ihm drei Schläge mit dem Weidmesser auf das „Gesäß" (wie Fleming im „Teutschen Jäger" sagt) jeden Schlag mit den Worten begleitend:

1. Ho ho, das ist für den gnädigsten Fürsten und Herrn!
2. Ho ho, das ist für Ritter, Reiter und Knecht!
3. Ho ho, das ist das edle Jägerrecht!

Darauf hatte der Bestrafte sich zu bedanken, und die Jägerei schloß die Handlung mit einer Fanfare ab. Kein Wunder, daß in diese Zeit die Blüte der deutschen Weidmannssprache fällt, daß in ihr sich auch die meisten Übergänge auf die Umgangssprache finden.

Als aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das deutsche Jagen sich überlebt hatte und mehr und mehr zurückging, und als gleichzeitig auch die forstwissenschaftliche Seite bei den Berufsjägern immer mehr in den Vordergrund trat, wurde auch die Weidmannssprache etwas vernachlässigt. Hinzu kommt noch, daß heutzutage die Jagd vielfach verpachtet und von solchen Leuten ausgeübt wird, die, nur auf Gewinn bedacht, für die Poesie des Weidwerks im allgemeinen und der Weidmannssprache im besonderen keinen Sinn haben. Andere wiederum haben wohl das nöthige Verständnis dafür, geben sich aber nicht hinlänglich Mühe, die Kunstausdrücke sich anzueignen. Damit müssen auch die Jäger rechnen, wenn sie verstanden sein wollen, und ganz unwillkürlich stellen sich selbst bei ihnen, wennschon die Kastensprache nach wie vor in ihren Kreisen gepflegt wird, einzelne Nachlässigkeiten ein, die alsbald festen Fuß fassen, da sie nicht mit derselben Strenge wie früher geahndet werden.

Die Quellen, aus denen wir das Material der Jägersprache schöpfen, fließen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts nur äußerst spärlich. Zwar wird in den höfischen Epen und auch an anderer Stelle gar oft der Jagd Erwähnung gethan, wie z. B. im Parzival, im Nibelungenlied, Erec und in der Eneide. Das war ja bei der Bedeutung, die die Jagd im Leben des Ritters einnahm, nicht zu vermeiden. Doch

nirgends wird sie eingehender geschildert, nirgends wird Gelegenheit genommen, Jagdausdrücke in größerer Menge einzuflechten. Nur Gottfried von Straßburg macht eine Ausnahme. Selber wohl ein eifriger Jäger, nimmt er jede Gelegenheit wahr, auf die Jagd näher einzugehen und seine Kenntnis im Weidwerk zu bethätigen, so bei den Birschfahrten Tristans und Isoldens von der Minnegrotte aus und bei der Hetzjagd Markes in der Nähe der Minnegrotte. Und an der Stelle, wo der junge Tristan den Jägern Markes die weidgerechte Zerlegung des Hirsches zeigt, erscheint Gottfried geradezu als Vorkämpfer französischer, höfisch-ritterlicher Sitte auf dem Gebiete der Jagd, worauf schon Hertz in seiner Tristanübersetzung hingewiesen hat.

Das 14. und 15. Jahrhundert steht unter dem Bann allegorischer Dichtung. Auch die Jagd mußte ihr Gewand leihen, das Minnewerben des Ritters darin einzukleiden, und es ist eigenartig, daß gerade das beste und gedankenreichste Werk der allegorischen Richtung an die Thätigkeit und Anschauungsweise des Weidmanns anknüpft. Das ist „Die Jagd" des bayerischen Dichters Hadamar v. Laber, der ungefähr um 1338 dichtete.[1]) Der Minnejäger sucht die Fährte des geliebten Wildes mit Hilfe seines Hundes Herze auf und verfolgt sie, begleitet von den Hunden Lust, Gelücke, Fröude, Wille, Wunne, Harre und anderen als Hunde gedachten Gemütskräften. Ihm begegnen nacheinander vier Weidgesellen, mit denen er sich über die Jagd bespricht und von denen er guten Rat und allerhand treffliche Lebensregeln und Sprüche erhält. Die Jagd endigt nicht mit Erreichung des Wildes, wohl aber mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft. Andere weniger bedeutende Jagdallegorien dieser Zeit sind: Ein kurzes Gedicht von Hugo von Montfort[2]), Peter Suchenwirts „Gejaid"[3]), Der Minne Falkner[4]), Der Minne Jagd[5]) und Die Königsberger Jagdallegorie.[6]) Alle diese Dichter, besonders aber Hadamar, schöpften in reichem Maße aus der Jägersprache, sodaß sie für die Feststellung ihres damaligen Bestandes von großer Wichtigkeit sind.

Ein Werk von gleicher Bedeutung in sprachlicher Hinsicht, das aber um so bemerkenswerter ist, als uns damit zuerst eine Arbeit von der

1) Ausgaben: Schmeller 1850; Stejskal, Wien 1880.

2) Vergl. Weinhold, Über die Dichtungen Graf Hugos VIII. von Montfort, Graz 1857.

3) Vergl. Vetter, Lehrhafte Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts. (Kürschners Nat.-Litt. XII.)

4) Vergl. Schmeller, Ausgabe von Hadamar v. Laber.

5) Vergl. Laßbergs Liedersammlung II 126.

6) Abgedruckt von Stejskal, Z. f. d. A. 24 (12) 254.

Hand eines Berufsjägers entgegentritt, ist die „Abhandlung von den Zeichen des Rothirsches" aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Sie findet sich abgedruckt in Karajans Ausgabe von „Kaiser Maximilians I. geheimen Jagdbuch" (Wien 1858) und ist seltsamerweise den beiden großen mittelhochdeutschen Wörterbüchern gänzlich entgangen. Das Büchlein beschreibt ziemlich ausführlich die einzelnen Zeichen der Hirschfährte, nach denen der Jäger Alter, Stärke und Geschlecht des betreffenden Wildes mit Sicherheit voraussagen kann. Alle diese Zeichen, deren die Jäger mit der Zeit 72 aufstellten, hatten ihre besonderen Namen, die sich zum Teil bis auf unsere Tage erhalten haben. Unsere Abhandlung scheint ziemlich verbreitet und wiederholt abgeschrieben worden zu sein. Denn Dombrowski erwähnt in seiner Forst- und Jagdencyklopädie zwei ziemlich gleichlautende Abhandlungen desselben Titels von 1442 und 1462. Ferner ist eine ebenfalls von ihm citierte Abhandlung von den Zeichen des Hirsches von Kuno von Winnenburg und Beilstein (Hs. des Königl. Hofstaatsarchivs zu Stuttgart c. 19 aus dem 16. Jahrhundert) auch nur eine allerdings sehr verderbte Abschrift unserer Abhandlung.

Überhaupt beginnt von nun an die eigentliche Fachlitteratur im Jagdwesen sich zu regen. Dickleibige Folianten, die sogenannte Hausväterlitteratur, bringen neben weitläufigen Abhandlungen über Viehzucht, Garten- und Ackerbau auch kurze Abschnitte über Jagd.[1]) Selbständige Werke, das ganze Jagdwesen umfassend, besitzen wir in den zahlreichen Übersetzungen von Du Fouilloux' „Vénérie", einem für damalige Zeit hochbedeutenden Buche. Auch Versuche, das Material der Weidmannssprache aufzuzeichnen, werden hie und da gemacht, und zwar zunächst in Noë Meurers Jag- und Forstrecht von 1560, wo in einem besonderen Anhang, betitelt: Wie weydmennisch von allem Weydwerck zu reden, verschiedene Jagdausdrücke, nach den einzelnen Wildarten geordnet, zusammengestellt werden. Eine weitere Auflage dieses Werkes aus dem Jahre 1576 enthält außerdem noch eine Sammlung von „Weydschreien, Sprüchen und jägerischen Dialogis durch weyland Keiser Friedrichs des dritten Forstmeister beschrieben". Beide Zugaben gingen durch sämtliche Auflagen des Meurerschen Werkes hindurch, drangen in einzelne Über-

1) Werke derart sind: Die Übersetzung von Petri de Crescentiis, Ruralium commodorum libri XII (u. 1300), zuerst herausgekommen 1518. Das zehnte Buch dieses Werkes führt den Titel: Vom vogelfang weydwerk vnd jagen der wilden thyer. — Ferner die Übersetzungen von L'agriculture et Maison rustique de Charles Estienne. Paris 1564. Vergl. hierzu sowie zu den weiter genannten Werken: Souhart, Bibliographie des ouvrages sur la chasse. Paris 1886.

setzungen von Fouilloux' Vénérie (so in die von 1661, 1669, 1699) ein und wurden auch besonders abgedruckt, wie z. B. in dem Buch „Jägerkunst und Weidgeschrei", Nürnberg 1616. So ist auch das von Grimm in seiner Sammlung von Weidsprüchen[1]) benützte Büchlein von Becher, betitelt „Jägerkabinet", nur ein wörtlicher Abdruck von einem der vorgenannten Werke. Man kann und muß demnach die bei Grimm unter Nr. 82—161 stehenden Sprüche schon für das 16. Jahrhundert in Anspruch nehmen.

Solche Weidsprüche und Jägerschreie wurden, wie wir aus Döbels Jägerpractica erfahren, angewandt, wenn die Jäger mit dem Leithunde redeten, oder wenn sie sich einander bei der Vorsuche und bei der Jagd begegneten, und dann vor allem, wenn sie einem fremden oder sonst auch einem jungen Jäger auf den Zahn fühlen wollten. Wurden sie nun auch erst vom 16. Jahrhundert ab aufgezeichnet, so reichen sie doch entschieden viel weiter zurück; denn schon bei Hadamar Str. 51 geschieht ihrer Erwähnung, und Stejskal führt in der betreffenden Anmerkung eine Reihe von Stellen an, die jedenfalls aus den Weidsprüchen geflossen sind. Als dichterische Erzeugnisse eines in freier Natur sich bewegenden Standes bieten sie oft recht poetische Naturschilderungen, und für unsere Untersuchungen sind sie von nicht geringer Bedeutung, da sie mitten aus dem Leben des Weidmanns und des Wildes herausgegriffen eine Fülle von Kunstausdrücken aufspeichern.

Weniger wichtig für unsere Zwecke sind die Volkslieder, die der Jägerstand ja noch außerdem in reicher Fülle besitzt.[2]) Freilich strömt uns auch aus ihnen — und noch mehr eigentlich als aus den Weidsprüchen — ein frischer Waldesduft entgegen, doch behandeln sie zumeist weniger die Jagd als Liebesabenteuer zwischen einem Jäger und einem Beeren oder Holz sammelnden Mägdlein, oder sie stellen allegorisch das Einfangen eines Liebchens dar. Eine Ausnahmestellung nehmen nur die Jägerlieder des steirer, tiroler und kärntner Hochgebirges ein.[3]) Dort, wo fast jeder junge Bursch seinen Stutzen führte und offen oder im geheimen dem Weidwerk oblag, hat uns der poetische Sinn des Volkes einen prächtigen Blütenkranz von Jäger- und Wildschützliedern geflochten,

1) Vergl. Grimm, Altdeutsche Wälder III 97 flg. Andere Sammlungen finden sich von R. Köhler in Weim. Jahrb. f. d. Sprache III 329 flg. und von J. Wagner, Arch. f. d. Spr. u. Dichtg. I 133 flg., und Grässe, Jägerbrevier I.

2) Zur Bibliogr. des Volksl. siehe: John Meier in Pauls Grundriß d. germ. Phil. II. 752 flg.

3) Vergl. hierzu: Schlossar, Volksl. aus Steiermark; Pogatschnigg u. Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten; J. Kapferer, Tiroler Volksl.

die alle den frischen, belebenden Duft des fröhlichen Jägerlebens atmen, wie z. B. das folgende:[1])

I bin a jungs Bürscherl,	Jetzt hab i das Gamserl
Bin heiter und frei,	Auf der Felswand erblickt,
Schieß Gamserl und Hirscherl	Da knallt glei mein Stutzerl,
Und zöga nöt scheu	Daß Pulver wegspritzt,
Früh morgens, eh d'Sunn	Drum glaubts, liebe Leutln,
Übers Bergl auffi strahlt,	A schöneres Lebn,
Wird gjodelt und gsunga,	Als das von an Jager
Daß ringsuma hallt.	Kanns nit mehr gebn.

Bei Tag thu i schlafen,
Bei der Nacht geh i um,
Schieß Gamserln und Hirscheln
Glei oft gar a schön's Trum.[2])
Drum will i stolz bleiben
A Jager so frei,
Und trifft mi a Kugel,
So is Schießen vorbei.

Und wie sehr dem Tiroler und Steirer die Jagd ans Herz gewachsen ist, zeigt folgendes Liedlein[3]):

Tiroler und Steirer sein als frische Leut,
Und weils nix studirt haben, seins a nit zu gscheidt,
Sie habn ja sunst gar nix als einzig die Jagd,
Und wenn sie nix schiaßen, so werdens ausglacht.
In Tirol und in Steier is Schiaßen a Pracht,
Da giebts hohe Berg und a herrliche Jagd.
Da geht man af d' Alma mit an Hunderl zan Jagn,
Und a Büchserl zan Schiaßen muaß a frischer Bua habn.
Auf der Alm bei der Schwoagrin gehts kreuzlusti zua,
Sie is immer lusti wann af d' Nacht kummt der Bua.
Grüaß Gott, liaba Jaga, du herzliebster Bua,
Hiazt trink ma a Schnapserl und jodeln dazua.

An Jägerwörtern sind aber diese Lieder arm.

Um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts zeigt sich der erste schwache Versuch, die Kunstausdrücke der Jäger in einem Wörterbuch zusammenzufassen. Johann Täntzer, der, wie er selber sagt, lange Jahre sich dem Jägerberufe gewidmet hatte, läßt 1682 in Kopenhagen „Der Dianen hohe und niedere Jagtgeheimbniß“ erscheinen, ein auf eigne Erfahrung aufgebautes Werk, dem er ein kurzes und überaus dürftiges Wörterbuch voransendet. Dieselbe Sammlung kehrt um ein weniges vermehrt und etwas besser geordnet 1719 in Flemings „Teutschem Jäger“ wieder, wie denn überhaupt Fleming in vielen Stücken auf

1) Vergl. Schlossar, Volksl. aus Steiermark, Nr. 191.
2) Trum = Haufe.
3) Schlossar, Nr. 205.

Tänzer, allerdings ohne ihn zu nennen, zurückgreift. Von da ab bis auf unsere Zeit begegnet eine fast unabsehbare Reihe von Weidwerkslexicis und Abhandlungen über die Jagd im allgemeinen sowie über ihre einzelnen Zweige. Dazu sind seit Ende vorigen Jahrhunderts nicht wenige treffliche Dichter aus den Kreisen der Jäger hervorgegangen, wie Wildungen, Bornemann, Franz von Kobell, die in begeisterten Tönen Dianens Lob singen. Sie und alle ihre Schriften aufzuzählen, würde es an Zeit und Raum gebrechen. Ich darf das um so mehr unterlassen, als die oben erwähnte treffliche Jagdbibliographie von Souhart (Paris 1886) alle vom 15. Jahrhundert bis zu diesem Jahr erschienenen Jagdschriften nahezu vollständig bucht. Aus der späteren Zeit muß noch ein bedeutendes Werk genannt werden, das mir bei der Abfassung der Arbeit vortreffliche Dienste geleistet hat, d. i. „Die allgemeine Encyklopädie der gesamten Forst- und Jagdwissenschaften. Von R. Ritter von Dombrowski unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen.“ Leipzig und Wien 1886—1892 (in 8 Bänden, der letzte steht noch aus). Auch auf die verschiedenen Jagdzeitungen, die gleichfalls bei Souhart gut zusammengestellt sind, sei noch kurz hingewiesen, da sie neben größern Abhandlungen viele kleine Jagdanekdoten und Berichte aus dem Kreise der Jäger selber bieten, die in ungezwungener Weise die Jagdausdrücke zur Anwendung bringen.

Was nun der Weidmannssprache ihr eigenartiges Gepräge verleiht, ist, wie wir in den vorstehenden Zeilen schon des öftern zu bemerken Gelegenheit hatten, ein überaus zähes Festhalten am Altüberkommenen und eine scharfe Beobachtung der Natur. Man ist versucht, ihren Wortbestand einem einsamen, stillen Waldsee zu vergleichen, der jahrhundertelang in seiner äußern Form wenig Veränderung erlitten hat. Seine Fluten werden nur selten von rauhen Stürmen aufgewühlt, und so zeigen sie dem empfänglichen Beobachter eine wunderbare krystallne Klarheit, in der sich der blaue Himmel, die umstehenden knorrigen Eichen und der zur Tränke eilende stolze Vierzehnender mit seltener Deutlichkeit wiederspiegeln.

II. Anschaulichkeit in der Weidmannssprache.

1. Der Jäger und sein Hund.

Der treueste und unentbehrlichste Begleiter des Weidmanns war von jeher der Hund. Wo die Sinnesorgane des Menschen versagen, muß er aushelfen, und schon frühzeitig haben die Menschen seinen scharfen Geruchssinn, mit dem er selbst auf hartem, steinigem Boden der Fährte des Wildes zu folgen vermag, erkannt und zu schätzen gewußt. Bei Hetz- und Parforcejagden muß er das Wild verfolgen und schließlich

zum Stehen bringen, wobei er oft genug seinen Eifer und seine Kühnheit mit dem Leben büßt. Gehorsam dem leisen Wink seines Herrn schlüpft er beim Fuchs- und Dachsgraben zu seinen Feinden in den Bau und beißt sich weidlich mit ihnen herum, bis der Jäger nachgegraben und den grimmen Feind mit der Zange herausgeholt hat; oder er weiß geschickt die Feldhühner aufzuspüren, durch lautloses Vorstehen und durch Wedeln mit dem Schweif ihre Anwesenheit kundzuthun und sie auf den gehörigen Zuruf aufzutreiben, daß sie dem Jäger richtig zu Schuß kommen. Kurz, sehr mannigfaltig und wertvoll sind die Dienste, die das kluge Tier dem Weidmann leistet. Daher ist es nicht zu verwundern, daß er ihm von jeher die sorgfältigste Pflege und Ausbildung angedeihen ließ, und daß er in ihm nicht das unvernünftige Tier, sondern den nützlichen Gefährten und treuen Freund auf seinen mühevollen Streifereien sah. Dafür sprechen schon bei Hadamar die ziemlich häufigen Anreden an den Leithund, der in damaliger Zeit als eigentlicher Spürhund von besonderer Bedeutung war. Mag ihn nun der Jäger ermuntern und zu größerm Eifer anspornen oder ihn beschwichtigen wollen, stets redet er ihn mit „Geselle, lieber Geselle, traut guter Geselle" an. So bei Hadamar Str. 8: geselle, hie her wider umbe rîze, und Str. 60: schônâ, geselle lieber, bîte. In der 'Jagd der Minne' heißt er „Geselle" und „Herzenstraut". Auch die Weidsprüche kennen „Gesell" und dazu „Gesellmann, Gsellmann, Sellmann, Söllmann" mit den ständigen Beiworten „traut, gut und lieb". In ihnen tritt auch das innige Verhältnis zwischen Jäger und Hund recht zu Tage, besonders wenn er ihm seinen Dank für gute Arbeit ausspricht, wie z. B. im folgenden Spruch:

Söllmann, trauter Söllmann, mein trauter Hund,
Du bist dran schuld, daß der edle Hirsch verwundt,
Du zeigst ihn an mit deiner feinen Nasen,
Da er zog gen Holz und über Straßen;
Der hat den Herrn und uns erquicket,
Da wir ihn in seiner Pracht erblicket;
So können wir Weidleute fröhlich seyn,
Dabei trinken Rhein- und Neckarwein;
Des habe Dank, mein trauter Söllmann, recht, recht
Habe Dank und Recht.
(Grimm Nr. 190.)

Gesellmann, Sellmann und später kurzweg „Mann" mögen Veranlassung gegeben haben zu den in unsrer Zeit sehr gebräuchlichen Hundenamen wie „**Waldmann, Hirschmann, Weidmann**" für Jagd-, Feld**mann**" für Hühnerhunde und „**Bergmann**" für Teckel. Schon Fleming führt im „Teutschen Jäger" (1719) S. 185 solche Namen auf und giebt uns dazu noch eine reichhaltige Liste anderer, die in ähnlicher Weise wie die vorstehenden die Bestimmung und die charakteristischen Eigen-

schaften der einzelnen Hundearten kennzeichnen. So heißen die Windhunde und leichten Saurüden bei ihm: „Schnell, Greif, Spritz, Flüchtig, Zange“. Die Saufinder und die zum Aufsuchen verwundeten Wildes benutzten Schweißhunde nennt er: „Packan, Rachgier, Zornig, Furie;“ die schweren Bullen- und Bärenbeißer: „Hercules, Saturnus, Nimrod, Sultan, Mars;“ die Hühnerhunde: „Wachtel, Schnepff, Tyras“ (nach einem gleichnamigen Fangnetz für Hühner, frz.: tirasse von tirer). Die Parforcejagdhunde hatten natürlich französische Namen wie: „Marquis, Piqueur, Staffette, Courier, Comtesse, Favorite“. Für die Wasser- und Stöberhunde hat er: „Budel (zu „budeln oder pudeln“, im Wasser plätschern, vergl. Kluge, Et. Wb. s. v. Pudel) Taucher, Schütze, Spion“; für die Otter- und Dachshunde „Otter, Schlieffer, Dächsel, Mohlwurff“, und für die deutschen Jagdhunde endlich: „Kückebusch, Stackebusch“ (beide nd. Ursprungs, sie bedeuten „Guck in den Busch“ und „Stochere im Busch“), ferner „Klöckner, Küster, Kantor, Sängerin, Lauthe.“[1])

Die letzten fünf Namen deuten auf die bei den Jägern jetzt allein übliche Bezeichnung „laut sein oder Laut geben, auch Laut ausgeben“ für „Bellen“ der Hunde hin. Dazu bildete man seit Heppe (Wohlred. Jäger 1763) das Hauptwort „Gelaut“, das bald zu dem naheliegenden „Geläut, Geläute“ umgedeutet wurde, wie z. B. Dombrowski, Edelwild S. 358 vom „hellen Geläut der Meute“ spricht. Und daß dem Jäger wirklich das vielstimmige Gebell der jagenden Hunde wie liebliches Geläute, ja geradezu wie Musik erscheint, ersehen wir aus der folgenden hübschen Stelle bei Fleming (S. 178): „Nun komme ich mit meinen Jagdhunden, welche als Jagd-Sänger mit dem wegen ihres zurückbleibens anstimmenden klaren und groben laute gleich einem Glocken-Spiehl den Jäger hertzlich erfreuen und die Wälder lieblich erschallen machen, einher gezogen, darmit zu zeigen, wie durch dasselbige das arglistige Wild auff seiner Spuhr oder Gefährd aus denen

1) Viele dieser Namen sind heute noch üblich. So führt G. L. Hartig, Lehrbuch für Jäger (7. Aufl. 1852) Bd. II, 82 flg. in den Fußnoten eine stattliche Reihe solcher Hundenamen an. Bemerkenswert ist, daß für den Leithund noch bis tief in unser Jahrhundert hinein der Name Sellmann üblich war, daß er aber in seiner Zusammensetzung zuweilen nicht mehr verstanden und über Söllmann zu „Solimann“ umgedeutet wurde. Der weibliche Leithund, bei Fleming „Hehle“ und später auch wohl Haila benannt, führt bei Hartig neben „Häle, Heile“ auch den Namen „Sellma“. — Von anderen Namen mögen noch angeführt werden: „Pürschmann“ für den Schweißhund; „Finder, Störbusch, Necker, Hardi, Courage, Arret, Fundus“ für Saufinder; für Jagdhunde „Bergau, Haltan, Hellauf“; für Dachshunde „Erdmann, Beißaus, Zanker, Schlupfer“; ferner die für Hündinnen so beliebten Namen auf -ine wie „Waldine, Heldine, Bergine, Belline“. Manche Namen sind einer launigen Eingebung des Augenblicks entsprossen, wie „Schnipp, Schnapp, Schnor, Ripp, Rapps, Schnell und Donnerwetter, Parapluie“.

dicken Behältnissen mit Klang und Gesang herauszubringen seyn könne." Außer dem „laut sein oder laut werden" kennt der Jäger für bellen noch „anschlagen", das ja auch in der Umgangssprache begegnet, ferner sagt er: „Der Hund giebt Hals, jagt mit lautem Hals, ohne Hals", wenn er schweigt, giebt Standlaut, wenn er das Wild gestellt oder tot aufgefunden hat. Nur für das letztere, das erst in unserm Jahrhundert auftaucht, ist auch „verbellen" noch sehr gebräuchlich, namentlich in der Verbindung „tot verbellen", während sonst „bellen" verpönt ist und nur noch vom Fuchs gebraucht wird. Übrigens ist diese Verwendung des Wortes „Laut" ziemlich alt, wenn sie ursprünglich auch wohl nicht alleinherrschend war. Schon Hadamar schreibt Strophe 553: „Harre hât zwô lûte, ein grob und ouch ein süeze", und als Eigenschaftswort steht es 203: „Trieg ist ein hunt genennet wol lûte an dem anvange." Noë Meurer Jag- und Forstrecht 1560 fol. 86 sagt: „Die Hunde jagen wol, seind wol lauten", und „hochlautend, wohllautend" sind ständige Beiworte der Jagdhunde in den Weidsprüchen. So in Nr. 27 bei Grimm:

„Mein lieber Weidmann, sag mir an
Hast du nicht mein edle Jaghund hören jagen schone?

Ich weiß ein Holz, das heißt der Wald,
Drin liegt ein Strauch, der heißt der Grund,
Da hört ich ein, zwei oder drei wohllautender Jagdhund."

Das hieraus zu erschließende Zeitwort „lauten" = bellen findet sich nur mhd. und zwar einmal[1]) bei Hadamar (Strophe 558) „den hoere ich grobe lûten under stunden". Doch kann man an dieser Stelle auch eine prädikative Verwendung des Eigenschaftswortes „lûte" annehmen.

Die Ausbildungszeit beim Leit- und auch beim Schweißhund wurde Behängenszeit oder „Behang" genannt, weil die Hunde am sogenannten Hängeseil ausgeführt und abgerichtet wurden. Da die Ausbildung drei Jahre in Anspruch nahm, so unterschied man zwischen Hunden vom I, II und III Behang, bis sie nach Ablauf dieser Frist „bändig" oder „führig" d. h. wohl abgerichtet worden waren. Die „Behängenszeit", die schon Täntzer 1682 erwähnt, fand solche Verbreitung, daß man auch die Lehrjahre des Jägers noch bis in unser Jahrhundert hinein die „drei Behängen" nannte. In moderner Zeit ist mit dem Leithund natürlich auch der Behang ausgestorben. Jetzt ist die Dressur des Hühner- oder Vorstehhundes in den Vordergrund getreten, und da dieser hauptsächlich im freien Felde zu arbeiten hat, so sagt man, der Hund steht im ersten, zweiten oder dritten Felde. Ist der Hund gut

1) Ein zweites von Lexer angeführtes Citat (Had. 306) ist nicht aufzufinden.

abgerichtet, so „fällt er die Fährte richtig an, nimmt sie an oder nimmt sie auf." Der „rechte Anfall" wird schon in den Weidsprüchen erwähnt, so Nr. 43 bei Grimm:

> ... sie jagen auch über Berg und Thal,
> sie laufen den rechten Anfall,
> ich höre sie dort her klingen.
>
> (a. d. J. 1589).

Für gute Spürkraft setzt zuerst Täntzer fol. 12 eine „gute Nase", und in jüngerer Zeit hat man weiter gebildet: Der Hund hat „keine Nase", wenn er nicht gut wittern kann, er läuft mit „hoher Nase", wenn er Wind fängt, mit „tiefer Nase", wenn er die Fährte einhält, er „bekommt etwas in die Nase", wenn er etwas wittert, und bei Diezel, Niederjagd 130, hat sogar eine Hündin „Hühner in der Nase".

Da die Ohren der vornehmsten Jagdhunde, der Leit-, Schweiß- und Parforcehunde, wenn anders sie von guter Art sein sollten, lang herabhängen mußten, so nannte man sie ungefähr seit Döbel (Jägerpractica, 1746 I, 84) kurzweg den „Behang". Der Schwanz heißt von gleicher Zeit an „Rute", und wenn er lang behaart ist, „Fahne."

2. Weidmanns Pirschbüchse.

Eine zweite unentbehrliche Begleiterin des Jägers ist die Büchse. Auch sie wird ihm durch die Gewohnheit lieb und wert, und gerne legt er ihr menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten bei. So ist „die Büchse sprechen lassen" ein ganz gebräuchlicher Ausdruck für schießen, und in poetischer Sprache redet er sie wohl als seine 'Geliebte' an (so: Warburg, Waldhorn S. 207). Zahlreiche Umschreibungen für schießen kamen auf, als mit dem Zurückgehen des eingestellten Jagens der Pirschgang des einzelnen und damit auch die Pirschbüchse zu größerer Bedeutung gelangte. Schon Täntzer führt (III 116a) 'nach dem Peltz brennen' an, für das der Jäger von heute 'eins auf den Pelz brennen' sagt. Die Wendung 'Funken reißen', die mir als alter, wenig mehr gebräuchlicher Jägerausdruck mitgeteilt wurde, weist deutlich auf die Zeit hin, in der das Steinschloßgewehr noch üblich war. Dazu stellen sich im Laufe der Zeit 'krachen lassen', das zuerst Heppe (Wohlred. Jäger 1763. S. 242) erwähnt, ferner „Feuer reißen, Dampf machen, losbrennen, Brand machen, fahren lassen, Rauch machen." Alle diese Ausdrücke sind noch vollauf im Gebrauch. Auf niederdeutschem Gebiet sind noch einige Redensarten im Schwange, die mir durch die Liebenswürdigkeit von Herrn Oberlehrer Wossidlo mitgeteilt wurden und die den hochdeutschen an Anschaulichkeit nicht nachstehen. Sie mögen hier Platz finden: De Jäger bautzt rup up den hirsch, he hett enen daalballert, he neiht em

enen hen, he böst't em enen in de Jack, he langt em enen nah. „Den Pelz oder Balg waschen“ wendet der Jäger mit Vorliebe auf Hasen und Raubtiere an; so erzählt Bornemann, Humor. Jagdgedichte (Berlin 1855), S. 164 von einer Hasenjagd:

„... mancher Mucker (Hase), so scharf es auch krachte,
Aus zwanzig Schüssen gar nichts sich machte,
Sintemal es den Muckern ist eigen,
Sich gegen Pelzwaschen dickhäutig zu zeigen.“

Bei einem Streifschuß sagt man nicht ohne Ironie: „Der Hase ꝛc. ist nur gekämmt.“ Eigenartig wegen der Kürze der Ausdrucksweise ist folgende Stelle aus „Weidwerk in Wort und Bild“ (Beiblatt der „Deutschen Jägerzeitung“) III 228, wo ein Förster einen Strauß mit Wilddieben erzählt: „Langes Besinnen gabs nicht. Wer zuerst hoch hatte und krumm machte, behauptete das Feld.“ Ist es schon zu dunkel geworden, um genau visieren und Korn nehmen zu können, so „ist das Büchsenlicht ausgegangen,“ wie Hartig in seinem Lexikon (von 1852) anführt. Ähnlich erzählt Dombrowski (Edelwild 141): „Der Vierzehnender hatte diesmal sein Leben dem mangelnden Büchsenlicht zu danken.“

Auch die Büchse erhält mancherlei sonderliche Namen. Der gebräuchlichste ist „Rohr“ oder „Pürschrohr“, das schon Fleming kennt. In jüngster Zeit taucht „Knarre“ und „Schrotspritze“ meist in verächtlichem, selten in scherzhaftem Sinne auf. So macht ein über den jetzigen Stand der Jagd unzufriedener Grünrock sich in folgenden Worten Luft: „Heute wird in Jungmais nach Karnickeln gestöbert, aber die Schrotspritze der modernen Jagdhintern (= Hinterlader) fegt nur allzu oft hinterweg“ (Weidwerk in Wort und Bild III 237). Gleiche Färbung haben die in Mecklenburg üblichen Namen „Schetding“ und „Schetprügel“. Die jetzt sehr gebräuchliche Doppelflinte heißt „Zwilling“, und „Drilling“ ein neuerdings aufkommendes dreiläufiges Gewehr.

Pulver und Blei bezeichnete man im Anfang unseres Jahrhunderts sehr häufig mit „Kraut und Loth.“ Bei Einführung des Hinterladers und der Patronen mußte der Ausdruck natürlich fallen, und nur vereinzelt taucht er noch auf. So bei Bornemann S. 223:

Zu schonen theures Kraut und Loth
Thuts mit dem Ladestock nur noth,
Auf Stumme (Schnepfen) hinzuschlagen,
Die mauerfest heut lagen.

Und in Waldhorn S. 12:

„Nichts kann mir, hab' ich Kraut und Loth,
Der Stein der Weisen dienen.“

Wir haben es nun hier nicht mit einer Eigenbildung der Jäger zu thun, sondern mit einer Entlehnung aus der Kastensprache der Soldaten, denen der Ausdruck in Zedlers Universallexikon von 1737 ausdrücklich zugewiesen wird. Dort wird auch angegeben, daß er dem Holländischen entstammt, wo Lood allerdings „Blei" bedeutet. In dem Weidwerkslexikon von Großkopff (1759), ebenso bei Heppe ist er noch nicht verzeichnet, sodaß man vermuten kann, er sei Ende des 18. Jahrhunderts Eigentum der Jäger geworden.

In Anlehnung daran kommt auch Loth = Blei allein vor, denn Hartig erwähnt im Lexikon unter Loth: „Die Büchse schießt ein 'starkes Loth', heißt: sie schießt eine große Kugel." Ähnlich ist in moderner Zeit noch „Kraut" in der Zusammensetzung „Zünd-Kraut" für Zündhütchen üblich, es begegnet beispielsweise im Waldhorn 208:

„Schon wird die Flinte gespannt und nach dem Zündkraut gesehen."

3. Weidmann und Wild.

Die sorgsame Beschäftigung mit den Lebensgewohnheiten des Wildes ruft bei dem Weidmann ein ähnliches Verhältnis hervor, wie er es dem Hunde gegenüber offenbart, nur daß es sich dem Wesen der einzelnen Wildarten entsprechend auf Mitleid, Hochachtung oder Haß gründet. Mit Stolz blickt er auf das stattliche Geweih seines Kapitalhirsches, und volle Anerkennung zollt er dem Mute und der Unerschrockenheit des Keilers, der furchtlos selbst den Jäger angreift und sich in ritterlichem Kampfe mit ihm und seinen Hunden herumschlägt. In die Freude über den gewonnenen Sieg mischt sich nicht selten eine gewisse Wehmut über den Tod des Tieres, wie es sich z. B. in folgenden Worten (Deutsche Jägerzeitung XV, 15) ausspricht: „Da liegt er (der Keiler) nun, der ritterliche Kämpe, roter Schweiß entquillt seinem starken Herzen, die Schneedecke färbend." Und in den Weidsprüchen kehren oftmals die Worte wieder: „Was dem Jäger zu lieb, geschehe dem Hirsche zu leide."

Ein ständiges Beiwort des Hirsches in den Weidsprüchen ist „edel". Und wahrhaftig! Die stattliche Erscheinung des Hirsches, der ebenmäßige, schlanke und doch kraftvolle Gliederbau, der hoheitsvolle Ausdruck des Kopfes, das prächtige Geweih lassen diese Bezeichnung berechtigt erscheinen. Schon frühzeitig muß man diesen Eindruck empfunden haben, denn Hadamar sagt Str. 77 von seinem geliebten Wild, das natürlich als Hirsch oder Hindin gedacht ist: ez trat gar edelichen. Das Beiwort wurde den Jägern so geläufig, daß sich mit der Zeit der feste Name „Edelhirsch" zum Unterschiede von Damhirsch herausbildete. Einen besonders starken Hirsch nennt zuerst Döbel (I, 18a) einen „kapital guten" und 19b einen „Capitalhirsch". Neuerdings gesellt sich dazu

„alter Recke“ und auch „alter Herr“, während im Gegensatz dazu ein junger, geringer Hirsch den schönen Titel „Schneider“ erhält. So wird in der Jägerzeitung (XV, 397 v. 1890) von der Fütterung der Hirsche folgendermaßen berichtet: „Freilich fährt ab und zu einer der alten Herrn mit dem stolzen Haupte gewandt herum, um so ein unverfrorenes Schneiderlein gebührend zu züchtigen, welches dem wohlgemeinten Schlage aber nicht minder behend auszuweichen weiß.“ Hat er beim Liebeswerben auf dem Brunftplan alle Nebenbuhler glücklich abgeschlagen, so behauptet er als „Platzhirsch“, wie Heppe im Wohlred. Jäger zuerst angiebt, das Feld, und „Kronenhirsch“ wird er genannt, wenn er auf der Spitze der Geweihstangen drei oder mehr Enden, die schon in den Weidsprüchen von 1589 vielfach erwähnte „Krone“, trägt. Überhaupt wird der Hirsch gern nach dem Geweih angesprochen, wie der jagdgerechte Ausdruck für beurteilen heißt. So sind Spießhirsch oder Spießer und Gabelhirsch oder Gabler die landläufigen Namen für Hirsche, die einfache Stangen oder vier Enden tragen. Beide können auf ein ziemliches Alter zurückblicken, denn „Spießhirsch“ steht schon in Geßners Tierbuch von 1563, und „Gabelhirsch“ bucht zuerst Täntzer. Bei weiterer Entwicklung des Geweihs redet man von einem Sechs-, Acht-, Zehn-, Zwölf-, Vierzehnender rc., oder man sagt kurzweg Sechser, Achter, Zehner u. s. f. Diese Art der Benennung scheint aber nicht über das 18. Jahrhundert zurückzugehen, doch findet sich der Grund dazu schon in den Weidsprüchen gelegt, denn Köhler führt in seiner Sammlung aus dem 17. Jahrhundert unter Nr. 17 folgenden bemerkenswerten Spruch an:

„Sag an, lieber Weidmann:
Wie sprichst Du den edlen Hirschen an?“

„Es ist ein Hirsch von vielen Enden;
Ich hoff, er muß sich noch heint gar kuerz umbwenden!“

Etwas deutlicher lautet schon der Spruch 182 bei Grimm:

„Jo ho ho mein lieber Weidmann,
Was ist Dir auf der Vorsuch gangen an?“

„Jo ho ho mein lieber Weidmann,
Ein edler Hirsch von zwanzig Enden
Thut sich vor meinen Hunden zu Holze wenden,
Er steckt über Thal dort an den Wänden.“

In der Zeit, wo dem Hirsch das neue Geweih wächst, heißt er ungefähr seit Heppe (Aufrichtiger Lehrprinz 1750, S. 101) „Kolbenhirsch“, und zwar nach den „Kolben“, wie wohl zuerst in Geßners Tierbuch 1563 (f. 79 b) die noch unentwickelten und in diesem Zustand ziemlich unförmigen Geweihstangen benannt werden. Diese Kolben sind von einer behaarten Haut zum Schutze für ihre weiche Masse umgeben.

Ist nun das Geweih ausgewachsen und verhärtet, so schlägt der Hirsch die Haut an weichen Bäumen ab. Dies nennt der Jäger kurzweg: der Hirsch schlägt oder fegt, und zwar sind diese Ausdrücke schon im 16. Jahrhundert bekannt. „Schlagen" in diesem Sinne ist nun allerdings in unserer Zeit ziemlich selten geworden, wiewohl es noch verstanden wird; „fegen" ist aber immer noch an der Tagesordnung, ja man hat sogar seit Fleming (T. J. f. 92b) jene Haut danach „Gefege" benannt. Von ähnlicher Kürze und Prägnanz wie „fegen" sind „abwerfen" und „aufsetzen" oder besser „wieder aufsetzen". Das erstere gilt vom Verlieren des alten Geweihs und zeigt sich schon im Tristan, allerdings mit Objektsaccusativ. Dort heißt es gelegentlich der Jagd Markes bei der Minnegrotte Vers 17 296 flg.:

> ... so geschieden die hunde
> einen fremeden hirz hindan,
> der was reht'alse ein ors gemau,
> starc und michel unde blanc:
> daz gehürne klein und unlanc,
> vil kûme wider entworfen,
> als er ez hin geworfen
> haet' in unlanger zîte.

Das zweite, „aufsetzen", gilt vom Wiedererwachsen des Geweihes oder Gehörns, es begegnet im 16. Jahrhundert, und zwar in der Wendung: Der Hirsch setzt uff („New Feldt vnd Ackerbaw 1583", 13. Buch).[1]) Neuerdings verwendet man: „Der Hirsch hat wieder aufgesetzt" oder „er hat so und so viel Enden aufgesetzt." Recht treffend sagt schon Fleming (Anhang 108, 109) für beide Worte: „Hoch" und „niedrig gehen". Sie mögen vielleicht dem folgenden Weidspruch (Grimm Nr. 198) ihre Entstehung verdanken:

> „Jo ho ho mein lieber Weidmann frisch und fein,
> Wann mag der edle Hirsch am niedrigsten und am höchsten seyn?"
>
> „Jo ho ho mein lieber Weidmann,
> Das sag ich Dir an;
> Am niedrigsten ist er im März,
> So er abgeworfen und kein Gehörne trägt,
> Am höchsten im Juni so er aufgesetzt,
> Völlig vereckt, und eh' er schlägt;
> So dünket mich eben,
> Daß das Gehörn seine Höh und Niedrigkeit thut geben."

Dazu stellt sich der Anschauung nach der bei Heppe (Wohlr. Jäger 1763) auftauchende Name „Kahlwild" für Hindinnen oder weidgerecht „Tiere" und Wildkälber. Zusammenfassend nennt der Jäger Hirsche,

1) Übersetzung von Petrus de Crescentiis, vergl. Souhart.

Tiere und Kälber „das Rotwild", und zwar ist diese Bezeichnung geläufiger als das vornehmere „Edelwild". Doch ist die Beschränkung auf das Edelwild erst im vorigen Jahrhundert eingetreten, früher verstand man auch Rehe und Damwild darunter, wie es sich schon in Gottfrieds Tristan offenbart, wo Tristan und Isolde ganz allgemein „nâch dem rôten wilde jagen" (V. 17254).

Die Wildschweine erhielten im Gegensatz dazu wegen der dunklen Färbung ihrer Borsten den Namen „Schwarzwild". So erklärt Täntzer (1682) fol. 15: „Schwartz-Wildpreth / unter dieses werden die Sauen verstanden." In neuerer Zeit hat man mit einem Anflug von Humor oder wohl besser mit einem Seitenhieb auf die Pfaffen „Schwarzrock" dazu gebildet. Eine ähnliche Umschreibung bringt die „Jägerzeitung" (XV 114) zur Anwendung. Dort heißt es: „Noch nicht weit sind wir gegangen, da sehen wir schon von weitem an dem durchfurchten Schnee auf dem Wege, daß höchstwahrscheinlich Sauen eingewechselt sind. Näher kommend, finden wir unsere Vermutung bestätigt, und zu unserer Freude ersehen wir aus den Fährten, daß einige recht starke Schwarzkittel darunter sein müssen." Und weiter S. 115 erzählt derselbe Jäger: „Auch die beiden andern Treiben bringen noch einige Schwarzröcke zur Strecke."

„Wie der Hirsch ein edeles, also wird das wilde Schwein ein ritterliches Thier genannt, maaßen es ihm niemahls an Muth und Hertze fehlet", sagt Fleming (fol. 98a), und noch jetzt erkennt der Jäger seine Unerschrockenheit an und nennt es gern einen „ritterlichen Kämpen", wie wir ja schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten. In noch älterer Zeit scheint „hauend" das ständige Beiwort des Wildschweins gewesen zu sein, denn in den Weidsprüchen tritt „ein jagdbarer Hirsch und ein hauend Schwein" fast als formelhafte Wendung auf. Und weil darunter für gewöhnlich ein jagdbarer Keiler verstanden wird (denn nur der hat „Hauer"), so entwickelte sich bald daraus „Hauend Schwein", als fester Name für ältere „Sauen", bei Täntzer zunächst für vierjährige und ältere Keiler, später dann für solche von fünf Jahren und darüber. Jetzt verwendet man dafür mehr den Ausdruck „Hauptschwein", und weil sich solche alte Herren gern von dem Rudel absondern, heißen sie auch Eingänger, wie z. B. im „Waldhorn" S. 185:

> Als ich der Jagd zulenkend meine Rede
> Des Hauptschweins, des Eingängers just gedenke,
> Da tritt ein alter Jägersmann u. s. f.

Drei- und vierjährige, sogenannte „angehende Keiler", die besonders wild sind und heftig schlagen, tragen den bezeichnenden Beinamen „Hosenflicker". Schon Täntzer scheint ihn gekannt zu haben, denn I, 93 spricht

er davon, daß die Sauen den Hunden das „Leder flicken“. Deutlicher spricht sich Fleming S. 172 aus: „Was mäßige Sauen als Bachen und Frischlinge sind, deren können sie (die Hunde) zwar wohl mächtig werden. Die Käuler aber flicken ihnen öffters dergestalt die Hosen, daß manche auff dem Platze bleiben.“

Auch das bekannte Keiler wollen wir hierherstellen, da wir es von keilen = schlagen herleiten, ähnlich wie sich bei Noë Meurer „Schlacher“ und bei Spätern „Schlachter“ für besonders starke Bären findet. Daß es von keilen herzuleiten sei, folgern wir daraus, daß Täntzer schon die Form Keyler hat, die bei seiner Schreibweise (vergl. Eyßbeine, Geweyhe) als Keiler zu lesen ist. Auch Kehrein führt aus Weigand für 1608 die Form „Keyler“ an. Nun ist aber (nach Grimm V. 650) schon um 1600 keilen = schlagen bei Schriftstellern gebräuchlich, um wieviel mehr in der Volkssprache, aus der die Jägersprache doch hauptsächlich schöpfte. Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts auftauchenden Formen Käuler, Keuler beruhen wohl darauf, daß man in manchen Gegenden die Ableitung nicht mehr verstand und das Wort teilweise volksetymologisch an Keule anlehnte. Damit wäre dann auch eine Beziehung zu litauisch „kuilys = männliches Zuchtschwein“ abzuweisen. Zu bemerken ist auch noch, daß das Wort wohl nicht vor 1600 aufgekommen ist, denn wäre es vorhanden gewesen, so würde es in Geßners Tierbuch und vor allem in dem Meurerschen Jag- und Forstrecht verzeichnet worden sein, aber selbst die Ausgabe von 1602 des Jag- und Forstrechts kennt es noch nicht, während doch sonst alle Ausgaben „Bache, Frischling“ und selbst „Backer“ für ein zweijähriges männliches Schwein anführen.

Zollt nun der Jäger dem Hirsch und dem Keiler eine gewisse Hochachtung, so sieht er anderseits in den Raubtieren nur die hinterlistigen Feinde seines Wildbestandes und belegt sie mit den entsprechenden Titeln, während er für den ängstlichen, vielgehetzten Lampe nur das Gefühl mitleidigen Spottes hat.

Als Sammelname für die bei uns vertretenen Raubtiere, wie Fuchs, Marder, Iltis u. dergl., ist „Raubzeug“ mit ziemlich verächtlicher Färbung in Gebrauch. Den Hauptvertreter dieser Gilde, den Fuchs, brandmarkt Diezel in der „Niederjagd“ S. 308 als „roten Freibeuter“ und weiterhin als „roten Räuber“. In der Jägerzeitung XV 115 heißt es in ähnlicher Weise: „Ein roter Räuber streckt eben sein Spitzbubengesicht aus der Dickung, aber heute hat er einen guten Tag getroffen, mit Rücksicht auf die Sauen lassen wir ihn ruhig traben; auf dem Federbett soll er deshalb doch nicht sterben.“ Die Schlauheit des Fuchses ist sprichwörtlich, daher legte ihm schon die Tierfabel den

Namen Reinhard bei (ahd. Raginohard = der Ratstarke), und im mnd. bildete man das bekannte Deminativum „Reineke", das jetzt auch bei den Jägern mit Vorliebe verwandt wird. Solche Füchse, die an Hals, Bauch und Schwanzspitze statt der weißen eine schwärzliche Färbung aufweisen, nennt Geßners Tierbuch (1563) „Brandfüchse" und Fleming unterscheidet genau zwischen „Brand-" und „Rot- oder Birkfüchsen". Dazu gesellen sich in unserem Jahrhundert „Goldfüchse" für die letzteren und „Kohlfüchse" für die ersteren. Der Schwanz des Fuchses wird seit Bechstein (Handbuch der Jagdwissenschaft I 180, 1801) „Lunte" benannt, wahrscheinlich nach der leuchtenden Spitze, die im Verein mit dem dunklen Schweif das Bild einer brennenden Lunte nahelegte. Nicht viel später treten hinzu „Standarte, Fahne, Stange, auch Rute", und „Schwanz" ist jetzt verpönt. Die weiß oder schwarz gefärbte Spitze der Lunte bezeichnet schon Täntzer als „Blume". Die Wohnung des Fuchses heißt wie die des Otters und Bibers wegen ihrer künstlichen, unterirdischen Anlage ein „Bau", und zwar seit dem 16. Jahrhundert, denn Noë Meurer berichtet f. 88: „Der Fuchss wird mit den Schlieffern auss einem Bauw gefangen." Die langgezogenen engen Zugänge zu dem Bau werden bei Täntzer zuerst als „Röhren" aufgeführt.

Der Hase trägt in Norddeutschland vielfach den Namen „der Krumme" augenscheinlich wegen seiner hockenden Haltung beim Sitzen, namentlich beim Sitzen im Lager. Die Bezeichnung ist allerdings erst jüngeren Datums und erst bei Bornemann (Humor. Jagdgeb.) recht eigentlich zur Anwendung gebracht, so z. B. S. 180:

„Haben ja dem Krummen heuer
Wen'gen Abbruch angethan,
Stellen drum ein Abschiedsfeuer
Noch vor Satzzeit auf ihn an."

Etwas eigenartig ist „Dreiläufer", das im vorigen Jahrhundert (vergl. Heppe, Wohlr. Jäger) für einen zu drei Vierteilen erwachsenen Hasen auftaucht, gleich als ob dieses Bürschchen erst auf drei Läufen (Füßen) einhergesprungen käme. Die Häsin wird seit Großkopff (1759) recht treffend durch „Setzhase" oder, wie die ältere Form lautet „Satzhase" gekennzeichnet. Wohl in Anlehnung an „Blume" für die Spitze des Fuchsschwanzes wird im Anfang unseres Jahrhunderts der kurze wollige Schwanz des Hasen „Blume" genannt. Für seine Ohren verzeichnet schon Täntzer das bekannte „Löffel".

Bei allen diesen Wildarten werden die Füße „Läufe" genannt. Ursprünglich galt das wohl nur beim Hirsch und Hasen, wenigstens sagt Noë Meurer f. 86: „Der Hirsch hat Lauffklauwen und nit Füss" und in der zweiten Auflage von 1576 (f. 65): „Der Hass hat Läuff und

nicht Füss." Auch Geßners Tierbuch verzeichnet f. 80: „Die Teutschen so in den höfen der Fürsten wonend | nennend das Hirtzenbluot | schweiss . . . die bein | löuff | die fuss | klawen." Bei Täntzer wird „Lauf" dann schon für sämtliche vierfüßige Jagdtiere verwandt. Daraus läßt sich vermuten, daß die Umschreibung ursprünglich nur für solche Tiere erfunden wurde, die am schnellsten laufen und am meisten von diesem Vorzug Gebrauch machen, nämlich Hirsche und Hasen. „Blatt" für Schulterblatt und „Wand" für Seite des Wildes sind schon im 16. Jahrhundert üblich, denn in „New Feldt und Ackerbauw" (1583) f. 495 wird von den „Blättern" des Hirsches gesprochen und Geßners Tierbuch hat f. 80: „Die seyten oder ripp | (des Hirsches) krieben oder wend." Die Augen werden seit Heppe (Wohlr. Jäger) mit „Lichter" umschrieben, doch nannte man bald darauf zum Unterschied die Augen der Raubtiere auch „Seher".

Ähnliche Bilder sind: „Schüssel" für Ohren des Rotwildes, das Bechstein im Handbuch der Jagdwissenschaft (1801) verzeichnet, und das mehr verbreitete „Lauscher" in gleichem Sinne, zu dem Heppe im Wohlr. Jäger die dialekt. Nebenformen „Luser, Lösel" anführt. Für Zunge des Rotwildes giebt Bechstein a. a. O. „Lecker", das wahrscheinlich aus bayer. „Lecker", einer verächtlichen Bezeichnung für Zunge (S. Schmeller I, 433) geflossen ist. Daneben hat er auch noch „Weidmesser" und „Weidlöffel", und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist „Graser" üblich geworden. Als Sammelname für alle vierfüßigen Jagdtiere gilt allerdings erst von unserem Jahrhundert an der Ausdruck „Haarwild".

Die befiederten Bewohner von Wald und Flur werden dagegen unter „Federwild" zusammengefaßt (so bei Fleming 339a). Auch bei ihnen werden die Füße treffend umschrieben; allerdings sind solche Umschreibungen erst in unserer Zeit recht eigentlich üblich geworden. Die Feldhühner haben „Tritte", wohl weil sie meistens auf dem Erdboden umher„treten". Die langbeinigen Vögel wie Kraniche, Reiher, Auerhähne u. s. f. führen „Ständer" und die Wasservögel „Ruder" oder „Latschen". Bei den Raubvögeln redet der Jäger seit Döbel von „Fängen" und „Griffen".

Die Jungen einer Brut der Hühnerarten zusammen mit den Alten nennt Heppe zuerst „Volk, Compagnie, Kette". Das letztere war allerdings nicht von vornherein bildlich, wie wir später ersehen werden.

Sprechend für den Scharfsinn, mit dem der Weidmann die Lebensgewohnheiten des Wildes beobachtet, sind ferner auch die mannigfaltigen, oft packend anschaulichen Benennungen, die er für die verschiedenen Bewegungsarten der einzelnen Tiergattungen geprägt hat. Ansätzen hierzu begegnen wir schon bei Hadamar, der beispielsweise gern fliehen für

laufen vom Hirsch gebraucht. So sagt er Str. 163: „swâ guot wilt gerne fliehet“ und Str. 34: „Das wilt ûf disem walde kan wol fliehen, ez hoeret wol die hunde.“ Ebenso die Gothaer Weidsprüche, die allerdings auch „laufen“ noch verwenden. Nr. 4 bei Grimm heißt es:

Warum fleucht der edle Hirsch vom Feld gen Holz?
„Das macht der Jäger mit seinem Leithund stolz,
Daß der edle Hirsch muß fliehen oder gehen vom Feld gen Holz.“

Aber Döbel (f. 18b) verlangt schon: „Der Hirsch fliehet oder ist flüchtig, nicht aber: Er rennt.“ Neben diesem „flüchtig sein“ gegebraucht man jetzt auch „flüchtig werden“ und „fl. gehen“, und zwar allgemein, während „fliehen“ eigentlich nur noch in der Zusammensetzung „überfliehen“ = hinüberspringen (über die Tücher, den Graben) vorkommt. „Fluchten machen“, ebenfalls in unserer Zeit sehr gebräuchlich, und zwar mit Vorliebe vom Rot- und Rehwild, hat wohl dem Sprunghaften der Bewegung bei diesen Tieren seine Entstehung zu verdanken. So heißt es Weidwerk in Wort und Bild III 105: „Die Ricke warf auf und machte einige Fluchten.“ Bemerkenswert an der eben angeführten Stelle ist auch das prägnante „Aufwerfen“ = den Kopf hochwerfen. Es wird viel vom hohen Haarwild gebraucht und begegnet in früherer Zeit sonst nirgends als einmal bei Hadamar an der Stelle, wo der Hund Herze die rechte Fährte gefunden hat. Es ist dort freilich wohl mehr vom Aufwerfen des ganzen Körpers als des Kopfes allein die Rede. Die Stelle (Str. 57) lautet:

Ûf werfen, schrîen, denen
mîn Herz aldâ begunde,
hin ziehen und an menen
solh toben nie gesehen wart von hunde.
ich sprach: waz witert dich nu an geselle?

Ähnlich, wenn auch nicht entsprechend, ist „hoch werden“, dessen Bedeutung aus folgender Stelle ersichtlich wird (Jägerzeitung 15, 115): „Mit dem Gebrech (Rüssel) in den Schnee fahrend, quittiert es (ein Stück Schwarzwild) den richtigen Empfang des tödlichen Bleis, wird aber sofort wieder hoch und verschwindet in der jenseitigen Dickung.“ Für die langsame Bewegung des Hirsches verwendet schon Noë Meurer „ziehen“, denn er sagt fol. 71: „Der Hirsch nimt die Weyd an, oder zeucht ins Graß.“ Späterhin heißt es: Er „zieht“, um sich zu äsen, am Abend „zu Felde“ und am Morgen wieder „zu Holz“. Das letztere geschieht mit einer solchen Behäbigkeit, wie es ja in Anbetracht der eingenommenen Mahlzeit nicht anders sein kann, daß die Jäger es schon zu Flemings Zeiten seinen „Kirchgang“ nannten.

Bei den Wildschweinen oder „Sauen“ heißt das Futtersuchen kurzweg „brechen“, da sie mit dem Rüssel die Erde nach Wurzeln oder Kartoffeln aufzuwühlen pflegen. Der Ausdruck ist schon im 16. Jahrhundert bekannt, und später bildete man danach „Gebrech“ als Umschreibung für Rüssel der Sauen und für die aufgebrochene Stelle. Auf gleicher Anschauung beruht „sich einbrechen“ statt „sich ein Lager wühlen.“ Daneben ist in moderner Zeit „sich einschieben“ recht gebräuchlich geworden.

Meister Lampe „hoppelt“ oder „hüppelt“, wie Täntzer I, 124 sagt, oder „rückt“ zu Feld oder zu Holz, da er bei langsamer Bewegung seiner längern Hinterläufe wegen nur ruckweise und hüpfend vorwärts kommt. Ein ähnliches Bild hat Bornemann S. 162 allerdings von einem laufenden Hasen:

„. . . und schnellte verhöhnend, den Jägern zum Tort,
Im Durchgehn die Blume fort und fort.

Recht bezeichnend ist für die übergroße Hast und Angst Freund Lampes, wenn der Jäger sagt: Der Hase wird von den Hunden aufgestoßen und „fährt heraus.“ Überhaupt wird jegliche schnelle Bewegung bei ihm gern „fahren“ genannt und zwar schon zu Meurers Zeit; denn der giebt fol. 86 an: „So dem Hasen, wenn er gen Holtz will fahren[1]) fürgericht wird,“ d. i. die Tücher aufgestellt werden. Als besonderes Kennzeichen des Hasen kennt es ein Weidspruch von 1589:

„Sag mir das hübsch und fein,
Welches mag das stölzste, das höchste und das edelste Thier seyn?
Das will ich Dir sagen,
Der edle Hirsch ist das stölzste, der Eichhorn das höchste,
Und der Häs wird das edelste genannt,
Wird an seinem fahren erkannt.“

Wird der Hase tödlich verwundet, so überschlägt er sich in den meisten Fällen, bevor er verendet. Dafür hat der Jäger, allerdings erst in unserer Zeit, eine Reihe von Bildern geschaffen. Da wird der Hase „umgelegt“ oder „auf den Kopf gestellt,“ bald „schlägt er ein Rad“ oder „geht Rad“, bald „rädert er“ oder „wird gerädert.“

Derlei Bilder kommen auch auf den Fuchs zur Anwendung, ebenso wie man von ihm auch „hinein- oder herausfahren“ sagt, falls er hastig in den Bau schlüpft oder daraus aufgestoßen wird. Die letzten zwei

1) Kehrein will in „fahren“ noch die allgemeine Bedeutung „sich oder etwas fortbewegen“ sehen. Das ist wohl selbst für die ältere Zeit kaum noch zutreffend, denn warum heißt es sonst in dem Weidspruch: Wird an seinem fahren erkannt? In jetziger Zeit sucht der Jäger zweifellos das Hastige, Furchtsame der Bewegung damit zu kennzeichnen.

Bezeichnungen sind wohl vom Hasen übertragen, da sie erst in unserm Jahrhundert für den Fuchs in Aufnahme kommen. Vom Otter gilt neben fahren (und mehr als das) „fallen", und zwar hauptsächlich „ins Wasser fallen". Kommt er langsam wieder an Land, so sagt der Jäger: „Er steigt aus".

Gleichbedeutend mit dem oben erwähnten „überfliehen" ist „überfallen," die beide schon im 16. Jahrhundert vom Überspringen des Hirsches über das Zeug gebräuchlich waren. Bald aber wurde auch das Überspringen von Bächen, Gräben, Hecken und andern Hindernissen darunter verstanden, und heute gilt es dafür nur noch allein, und zwar nicht bloß beim Rot-, sondern auch beim Schwarzwild.

Recht treffend weiß der Jäger die langsame Gangart des Fuchses, und wo er noch vorkommt, auch des Wolfes zu kennzeichnen. Er sagt nämlich: „der Fuchs (oder Wolf) schnürt", aus dem Grunde, weil er bei dieser Gangart die Spuren schnurgerade hintereinander setzt. Weniger bemerkenswert wegen seiner Anschaulichkeit als wegen seiner Geschichte ist das Wort „wechseln". Ursprünglich wurde es nur[1]) vom Hirsche gebraucht und bezeichnete anscheinend nichts mehr als das Wechseln des Standortes, wie aus folgendem Weidspruch ersichtlich ist (Grimm 180):

Mein lieber Weidmann, sage mir an,
was hastu mit deinem Hund wechselnd vernommen,
wo die Hirsch von meinem Zug sind hinkommen?
Jo ho, mein lieber Weidmann,
es gingen meinen Hund zehn Hirsche wechselnd an,
drei sind heraus und sieben drüben,
diese sind in unserm Jagen blieben.

Tänzer wendet es dann schon auf alle jagdbaren Tiere an, allerdings noch mit der Beschränkung „von einem Orth oder Holtz zum andern gehen." Heutzutage ist in den allein noch üblichen Zusammensetzungen „aus-, ein-, hinüberwechseln" der eigentliche Sinn von „wechseln" fast gänzlich verblaßt, sodaß wir nur jägerische Synonyma für „aus-, ein-, hinübergehen" darunter zu verstehen haben.

Ähnlich wie beim Haarwild treffen wir es beim Federwild. Auch hier ist das farblose „fliegen" in Mißkredit gekommen, und sinnverwandte Worte wie „stieben, streichen, sich schwingen" nehmen seine Stelle ein.

1) Eine allgemeinere Bedeutung scheint sich an einer Stelle im Frauenlob zu offenbaren, wo allerdings von „Wechsel nehmen" die Rede ist. Dort heißt es (Ettm. 327, 4—6):

un sende uns vrouwe ein kristenlich gemüete,
durch den dem zuo gebote stêt
swaz krinchet, wehsel nimt.

So sagt der Jäger, wenn größeres Federwild wie Auer- und Birkhähne sich auf einen Baum, Felsen oder dergleichen niederlassen: „Sie schwingen sich ein, stehen ein, fußen an, bäumen oder holzen auf, streichen ein," alles Ausdrücke, die in unserem Jahrhundert erst aufgetreten sind. Von den kleineren Vögeln, namentlich aber von den Hühnern, die sich gern auf den Boden niederlassen, heißt es „sie fallen ein", und zwar schon im 17. Jahrhundert. Im allgemeinen unterscheidet der Jäger so, daß er für hastiges Davonfliegen Zusammensetzungen mit „stieben" und „fallen" wie „abstieben, abfallen, aufstieben" verwendet, während er die langsame Flugbewegung mit „abstreichen, abstehen, abreiten, abbäumen" kennzeichnet.

Damit möge unsere Sammlung für diesen Punkt abgeschlossen sein, obgleich nicht zu verkennen ist, daß der reiche Schatz bildlicher Worte und Wendungen bei weitem nicht völlig herausgehoben wurde. Doch hoffen wir, an dieser Stelle ein einigermaßen deutliches Bild davon entworfen zu haben, wie der Jäger Leben und Treiben des Wildes beobachtet.

4. Der Weidmann daheim und unter seinesgleichen.

In gleicher Weise wie der Jäger menschliche Eigenschaften und für Menschen gültige Bezeichnungen den Tieren beilegt — ich erinnere nur an „Geselle, alter Herr, roter Räuber, Schwarzrock" — überträgt er auch nicht selten die ihm geläufigen Ausdrücke aus der Tierwelt auf sich und seine Umgebung. Seine Wohnung nennt er mit Vorliebe „seinen Bau", in den er „hineinfährt". So erzählt im Weidwerk in Wort und Bild III 114 ein Alpenförster seinem Jagdfreunde, den er abholt, daß seine Wohnung eingeschneit wäre, und daß die „rückwärtige Einfahrtsröhre" hätte ausgeschaufelt werden müssen. In der „Jägerzeitung" XV 752 berichtet ein anderer: Als ich auf einem Holzfuhrwege nach meinem „Bau zuschnürte u. s. f." Ferner heißt es a. a. O. 554: „Um mein Gewissen zu beruhigen, erklärte ich . . . , ich wünsche meine Zeche zu bezahlen, nur unter der Voraussetzung sei ich hier „eingefallen". Für „sterben" gebraucht der Jäger nicht selten „verenden", häufiger aber noch „ins Jenseits hinüberwechseln". Seine Augen sind „Lichter", seine Füße „Läufe" oder „Ständer", so „Jägerzeitung" XV 115: „Da kommt er schon angestiefelt der alte Sauphilipp mit freudestrahlendem Gesicht und mächtigen Schritten, als hätte er des seligen Münchhausen Meilenstiefel an den Ständern." Bei einem fürstlichen Jagen soll, wie mir mitgeteilt wurde, ein Jäger zu seinem Landesherrn gesagt haben, als er dessen Ohr bluten sah: „Durchlaucht halten zu Gnaden, Hochdero Löffel schweißt." Das Mahl nach einer Treibjagd nennt man in

launiger Weise „das Schüsseltreiben“ in Anlehnung an „Kesseltreiben“, wie eine Art Treibjagd auf Hasen heißt. Überhaupt wird diese Übertragung gern zu humoristischen Zwecken ausgebeutet, und daß man damit nicht geringe Aussichten auf Erfolg hat, beweist ein in dieser Art abgefaßter Liebesbrief eines Försters, den Frh. von Maltitz in den „Humorist. Raupen“ (Berlin 1822), S 57 flg. mitteilt. Seiner Eigenart wegen möge er hier Platz finden:

Theure Sylphyde!

Mit der Furcht des aufgescheuchten Rehes oder des haakenschlagenden Häschens oder des dahinbrausenden Sechzehnenders, ergreift meine nur des Fängers gewohnte Hand, der Gänse leichtfertigen Kiel; und Verzeihung drum, wenn, wie nach dem Sturm der Wald, auch mein Schreiben kalligraphische und orthographische Windbrüche genug aufzuweisen hat. Theure Sylphyde! — Seit jenem unvergeßlichen Abend —, als die große Sau geschossen wurde, und ich Sie äugte, war meine Ruhe auf immer dahingewechselt. Meine Gedanken schienen gleichsam par force gehetzt zu werden, und der Waldhammer meines Herzens zeichnete an diesem Tage, mit merklichen Schlägen, unter dem damals anwesenden, großen Mädchenbestande trotz so manchem kräftig Extrastarken, nur das schlanke Bohlstämmchen Ihrer Figur aus.

Ja, ich liebe Sie! — Vergebens habe ich lange genug gezielt und Korn genommen! — Von neuem erschienen Sie gestern vor meinem Rohr — da ließ ich fahren, und Gott wolle geben, Sie schweißten in Liebe! — O! wie gern wollte ich dann die Fährte, die zu dem Lager meiner Wünsche führt, aufnehmen und anhaltend darauf fortarbeiten. — Ja, meine Theure! ich mag nicht länger mehr den Stand meines Innern verblenden. Zu sehr haben Ihre blitzenden Lichterchens, der Wuchs Ihrer schlanken Birkentaille auf meine Herzensbatterie Feuer gegeben. O, dürfte ich den Forstfrevel wagen — dürfte ich Nektar aus diesem Stämmchen schlürfen? — — Doch ich fühle es nur zu gut, ich gehe dem Bäumchen meiner Liebe zu gerade an die Wurzel. Kein Stamm fällt auf den ersten Hieb. Aber genug sei Ihnen, schöne Sylphyde, das Bekenntnis: daß ich Sie liebe — mehr liebe als der Hirsch die Äsung, die Raupe das Blättchen, das Eichhörnchen die Nuß, das Staubfädchen die Narbe.

Ja, holdes Mädchen! gütige Taxatorin meiner innern guten und schlechten Bestände — ewig leuchtendes Visierkörnchen meiner Lichter — süßes Halaly meiner Lauscher — duftende Lindenblüthe meiner Nase — Schnepfenbrätchen meines Leckers — Sie haben mich mit den Fangnetzen Ihrer himmlischen Reize umstellt. Zitternd erscheint der arme Kümmerer

vor Ihnen auf den Lauf,[1]) donnern Sie den schon halb vor Sehnsucht verendeten nicht ganz nieder; fangen Sie lieber den liebekranken Flüchtling ein! — O Theure! Sie geben ihm neue Kraft, neues Leben! Gönnen Sie ihm die süßen Rechte des Platzhirsches. — Stolz der hohen Gunst wird er auch einst als glücklicher Ehemann Sie zu behaupten, sein Geweih zu tragen wissen — — und nur selten zurücksetzen. — —

Aber wozu gebe ich meine Gefühle laut aus? — Ihr Inneres — Ihre kleine Remise der Liebe — Ihr Herz wird denjenigen nicht falsch ansprechen, welcher in Liebe zu Ihnen bis in den Tod verendet.

Ihr

vor Sehnsucht verkrüppeltes Reidel[2])

Elias Borkenkäfer.

Eine Zielscheibe des Spottes waren von jeher bei den Jägern die schlechten Schützen und solche Jagdfreunde, die mit mehr Eifer als Geschick dem edlen Weidwerk oblagen. Für sie hat man mancherlei boshafte Namen. Schon Döbel (Jägerpractica III 103) schreibt: „Es kommen aber auch so viele Stümpler und Beinhasen unter der Jägerey daher, daß viele die Jägerey und das Weidwerck gar nicht lernen." Beinhase verderbt aus Bönhase war ursprünglich nd. Bezeichnung für nicht zunftmäßige Schneider, die auf dem Boden (nd. Bön) arbeiten mußten, um vor den Nachstellungen der eifersüchtigen Zunftschneider verborgen zu bleiben.[3]) „Schlumpschütz" heißt der Jäger, der zufällig einen guten Schuß thut, jedenfalls nach nd. Schlump(s) = Glückszufall. In moderner Zeit ist als Spottname ja „Sonntagsjäger"[4]) sehr gebräuchlich geworden; daneben zeigt sich, allerdings mehr mit ironischer Färbung, „Jagdfex" und „Jagdgigerl". Weit schlimmer kommen diejenigen weg, die nur des schnöden Mammons wegen dem edlen Weidwerk obliegen. Wildungen (Neujahrsgeschenk 1799, S. 50) bezeichnet sie als „Küchenjäger". „Afterjäger" und noch um einige Grade verächtlicher „Aasjäger" nannte man schon im vorigen Jahrhundert solche Leute, die in ihrem Gelddurst selbst tragendes Mutterwild nicht verschonten und viel Wild zu Holz schossen, d. h. so verwundeten, daß es langsam und qualvoll verendete. In ähnlichem Sinne wird Jägerzeitung XV 288 „Schießer" verwandt. Dort heißt es: „... daß du als Jäger ein echter und gerechter Weidmann, d. h. kein vernichtungs-

1) Lauf = der freie Platz beim eingestellten Jagen, auf dem das Wild abgeschossen wurde.

2) Reidel = Reis.

3) Vergl. Kluge, Etym. Wörterb.

4) Zuerst belegbar in Warburgs „Waldhorn" (Berlin 1844) S. 53.

froher, blutdürstiger Mordgeselle à la Schießer und Aasjäger geworden, sondern ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes geblieben bist."

Sich selbst nennen die Jäger gerne „die Grünen" oder „die grüne Gilde", seltener „Jünger der Diana", und ein einzelner heißt „Grünrock". Bei der Treibjagd erhält der beste Schütz den ehrenvollen Titel „Jagdkönig".

III. Fremde Einflüsse.

Hat auch der Jäger nicht so wie etwa der Bursch im Mittelpunkt des geistigen Lebens gestanden, sondern mehr abseits der großen Heerstraße sich den Freuden seines kraftstählenden Berufes hingegeben, so ist doch auch seine Kastensprache von fremden Einflüssen nicht ganz freigeblieben. Zweimal wurde, wie in die Gemeinsprache überhaupt, so auch in die Weidmannssprache französisches Eigentum in breitem Strom hineingeleitet. Das eine Mal im 12., 13. Jahrhundert bei Einführung der in Frankreich zu hoher Blüte gebrachten Parforcejagd, das andere Mal im 17., 18. Jahrhundert, wo vornehmlich die Übersetzungen französischer Fachwerke viele fremde Ausdrücke mit sich brachten.

Aus der ersten Periode sind nur noch einige kümmerliche Reste erhalten, zumeist solche Ausdrücke, die schon Gottfried in der bekannten Jagdscene anführt. Da heißt es beim Zerwirken des Hirsches (V. 2907): Tristan nahm den „panzen" heraus. Das Wort entstammt dem Französischen, wo noch heute 'panse' = Wanst, Magen ist. Jetzt wird es von den Jägern in den Formen „Panzen" und „Pansen" für Magen der wiederkäuenden Wildarten noch recht häufig verwandt. V. 2942 sagt Gottfried: die zimberen er abe genam von dem lide, an dem sie was. Wilhelm Hertz[1]) will zimbere von mlt. 'cymbala' = testiculi herleiten. Dem widerspricht aber erstens der Singular „die zimberen" („zimberen" ist Singular, wie aus dem darauf folgenden „sie was" hervorgeht), während man nach 'cymbala' Plural erwarten müßte; zweitens führt, wie auch Hertz erwähnt, Heppe (Wohlr. Jäger) Zämmer oder Zemmel für das männliche Glied an, während er die „testiculi" mit „Kurzwildbret" benennt. Zimbere dürfte nun wohl mit frz. cimier = Helmbusch zusammenzustellen sein. Es wurde jedenfalls schon von französischen Jägern als bildlicher Ausdruck verwandt für den am Gliede sitzenden langen Haarbüschel.[2]) In diesem Sinne finden wir es bei Gottfried. Später wurde es für das ganze Glied verwandt mit Ausnahme der Testikel; so steht es bei Heppe. Dazu würde auch die ursprüngliche

1) „Tristan und Isolde" 1877, S. 558. Er beruft sich auf Germ. 17, 398.

2) Auch Schmeller II 1121 läßt die Möglichkeit eines Tropus zu, wie ich nachträglich sah.

Bedeutung von Ochsenziemer = das getrocknete und zur Peitsche benutzte Glied stimmen, und ferner spricht dafür, daß die späteren Jäger für das unverständliche Zämmer ein ähnliches Bild, nämlich Pinsel, erfunden haben.

Gleichen Ursprungs ist das ebenfalls bei Gottfried erwähnte „zimere“, das jetzige Zimmer oder Ziemer = Rückenstück. Man versteht darunter das ganze Rückenstück beim Hirsch, Reh oder Wildschwein und teilt es ein in Vorder-, Mittel- und Hinterzimmer. Früher trug nur das letzte Ende des Rückgrats diesen Namen. Gottfried sagt ausdrücklich (2901/2): „über lanken (Hüfte) gein dem ende (Schwanz) wol anderhalber hende.“ Fleming berichtet noch außerdem (S. 263), daß beim Aufbrechen des Hirsches die „Blume“ (Schwanz) am „Zemmel“ und die Haut am Kopfe bis an die Ohren belassen wurde. Jedenfalls wird die büschelartige „Blume“ Anlaß gegeben haben zu dem Vergleich mit „cimier“.

Die Sitte des Curéemachens (bei Gottfried curîe genannt) war noch bis in unser Jahrhundert hinein üblich, wenigstens wird es in Hartigs Lehrbuch für Jäger (1852) noch erwähnt. Die wertlosen Stücke vom Hirsch werden den Hunden auf der frisch abgezogenen Haut zu fressen gegeben, daher der Name „curîe, curée“, den Gottfried selbst schon von „cuir“ ableitet. Die entsprechenden afrz. Formen lauteten „cuirie, cuiree“. Die Sitte des Fourquie-machens (Tristan 2925 furkîe), d. h. das Aufstecken einiger Stücke vom Eingeweide des Hirsches auf eine Gabel, scheint bei den deutschen Jägern nicht recht Eingang gefunden zu haben. Sie taucht später mit den Übersetzungen von Du Fouilloux von neuem auf, verschwindet aber bald wieder. Weit lebensfähiger zeigt sich das gleichfalls aus dieser Zeit stammende Lehnwort „birschen“. Mhd. birsen oder pirsen, dem das afrz. bercer, berser ‘mit Pfeil und Bogen schießen’ zu Grunde liegt, bezeichnet im Gegensatz zur Hetzjagd das Erlegen des Wildes mit jeglicher Art Schußwaffen. Weil man sich nun dabei an das Wild heranschleichen mußte, erlangte es bald die Nebenbedeutung „sich anschleichen“, in der es heute allein noch gangbar ist.

Im 17. und 18. Jahrhundert herrschte die französische Sprache namentlich bei der Parforcejagd vor. Die beim Leit- und Schweißhund üblichen Aufmunterungen und Anreden werden ins Französische übertragen. Das deutsche „Vorhin“ oder „Hinach“ wird bei den Parforcehunden „Volez, volez, mes chiens“ oder „après, après, mes chiens“, das deutsche „Schon dich“ und „Zurück“ wird „Derrière“ und „arrêtez vous“. Die Koppel verfolgender Hunde nennt wohl zuerst Döbel „Meute“. Das Wort war im Französischen ursprünglich für den ganzen Jagdzug

(nach lt. motus) giltig und erst später auf die Hunde beschränkt worden. Ob auch der bekannte Jagdruf „Hallali“ französischen Ursprungs ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht ist er nur eine Weiterbildung oder wohl noch besser Zusammenziehung der bei den Jägern so beliebten Ausrufe „Hallo, Halli“. Auffällig ist dabei nur, daß er zunächst bei den Franzosen auftaucht, und zwar, wie Hertz angiebt, nach dem 16. Jahrhundert, während die Deutschen ihn erst seit dem 18. Jahrhundert kennen. Angewandt wurde der Ruf, wenn der Hirsch ermüdet sich den Hunden stellte, und daher sagt der Jäger von heute auch kurzweg: „Der Hirsch ist hallali.“

Ein weiterer Einfluß französisierenden Geistes ist die Anhängung der französisch-deutschen Infinitivendung -ieren an gut deutsche Worte. So bildet der Jäger der damaligen Zeit „brackieren“ = mit Bracken jagen, „frettieren“ = mit dem Frettchen (eine Wieselart) jagen, „buschieren“ = im Busch (mit dem Vorstehhund) jagen. Auch die Dressur des Hühnerhundes war, wie schon der Name sagt, französischen Ursprungs und brachte natürlich mancherlei französische Worte mit sich. Einige davon sind bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden. So heißt es in den „Jagdgeschichten“ von Reuters „Läuschen un Rimels“ (Bd. II) von einem Förster, der das Fell seines Hühnerhundes Caro als Weste trägt und darin, wie er erzählt, gezwungen ist, vor Hühnern zu stehen:

Ja, seggt oll Rohd', ja dat kann sin,
Denn stünnst nich du, de West de stünn.

Karo'n sin Fell, seggt Rahfaut, so!?
Denn makst nich du, denn makt de West tiboh.

Dieses „tiboh“ ist weiter nichts als das französische tout beau, das dem Hühnerhund zugerufen wird, wenn er sich still niederlegen soll. Weitere Verstümmelungen dieses Wortes sind „Du beau“ bei Hartig, Lehrbuch für Jäger (S. 25) und „Tupoo“ in Mosers Forstarchiv 1790 (Bd. 8), „Du bois“, Döbel I, 112. Noch schlimmer ist der Jäger mit „tire haut“ umgesprungen, das man sich beim Auffliegen von Federwild zurief. Die einfache Zusammenziehung in „Tiro“ ist noch das Mindeste, schon Döbel hat „Kirro“[1]), dazu tritt später „Giro“ und Großkopf (Weidewerkslexicon 1759) zerschneidet das Wort wieder in „Kirr O!“. Jetzt allgemein verbreitet ist das ursprünglich nur bei den Jägern übliche „couche“, das schon Fleming (S. 177) erwähnt. Unter einem „fermen“ Hund versteht man seit Ende vorigen Jahrhunderts zunächst einen gut dressierten Hühnerhund, später auch jeden anderen gut dressierten Jagdhund.

1) Wahrscheinlich volksetymologisch nach kirren = zirpen, gurren.

Neuerdings kommt die englische Dressur der Hühnerhunde bei unseren Jägern auf und damit auch eine Reihe von englischen Ausdrücken, wie z. B. „down" für „tout beau". Doch haben solche Bezeichnungen noch nicht so recht festen Fuß gefaßt.[1])

Auch sonst hat die Weidmannssprache Anleihen gemacht. Wir erinnern nur an „Beinhase", das der Zunftsprache der Schneider entstammt, und ferner an „Kraut und Loth", das der Soldat an den Jäger abtrat. Hinzu kommt noch der von den Büchsenmachern entlehnte Ausdruck „Seele" für die Höhlung des Gewehrlaufs, der in unserem Jahrhundert in Aufnahme kam, und ferner aus der Schiffersprache „bugsieren", d. h. einen Hasen oder Fuchs zu Pferde auf freiem Felde so lange verfolgen, bis er nicht mehr fort kann.

IV. Grammatische Eigenart.

Wer sich die Mühe macht, das Material der Weidmannssprache einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, dem wird eine Fülle solcher Worte entgegentreten, die in der jetzigen Gemeinsprache entweder ausgestorben oder in eine andere Bedeutung übergegangen sind. Solche altertümlichen Formen und Bedeutungen konnten sich um so eher erhalten, als die Erlernung und richtige Anwendung der Kunstausdrücke, wie wir ja schon gesehen haben, den Jägern bis in unser Jahrhundert hinein zur strengen Pflicht gemacht wurde, und auch jetzt noch werden bei den Prüfungen einige Fragen hierauf bezüglich gestellt. Im folgenden haben wir einige bemerkenswerte Fälle aus dem reichhaltigen Vorrat herausgegriffen.

„Antvogel" nennt noch Hartig in seinem weidmännischen Konversationslexikon die männliche Wildente und bucht damit einen Rest des mhd. antvogel = Ente, das sich sonst auch noch mundartlich erhielt. In der oben erwähnten speziellen Bedeutung scheint es bei Jägern erst in unserem Jahrhundert aufzutauchen, während es in dem allgemeinen Sinne beispielsweise in Kaiser Maximilians I. Jagdbuch von 1508 (abgedruckt von Karajan, Wien 1858) recht häufig erscheint. Überhaupt hat es im änhd. weitere Kreise beherrscht.

„Ausbüßen" auch ausbüsen, ausbiesen im Sinne von ausbessern (die Jagdnetze) ist seit Heppe (Wohlredender Jäger 1763) bei den Jägern gebräuchlich. Es stellt sich, wie auch Kehrein[2]) bemerkt, zu mhd. büezzen „ausbessern", das ja auch im Schriftdeutschen in Lücken-

---

1) Zusammengestellt sind diese Ausdrücke in Dombrowkis „Encyklopädie" unter dem Titel: „Anglicismen in der deutschen Weidmannssprache".

2) Jos. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache, Wiesbaden 1871.

büßer noch durchschimmert. Übrigens hatten auch die Jäger das Simplex, so sagt Aitinger, Vollständiges Jagd= und Weydbüchlein von 1681: „... und diß heißt gebüsset oder ausgebessert."

Bache als Bezeichnung für weibliches Wildschwein hängt sicher mit mhd. swm. bache = Schinken, Speckseite zusammen, das nach Schmeller (I 193) noch jetzt in Bayern von der geräucherten oder zum Räuchern bestimmten Speckseite üblich ist. Auch bei den Jägern scheint das Wort ursprünglich Maskulinum gewesen zu sein, wenigstens schreibt das „Jag und Weywerkbuch" (Frankfurt 1582 I 60): „Der Bach tregt järlich nur einmal." Doch weist Täntzer (1682) schon die Bache auf.

Mit „Balg" bezeichnet der Jäger noch heute die Haut der Hasen und aller vierfüßigen Raubtiere. Vom Fuchs gebraucht es schon im mhd. Hadamar von Laber (Strophen 432/33), und Noë Meurer (1560) fol. 88 berichtet: „Der Fuchs hat ein Balg und kein Haut." In derselben Bedeutung haben wir es auch noch erhalten im Sprichwort: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. Der Ausdruck ist wohl übertragen aus dem mhd. balc = Schlauch, da die Schläuche aus abgezogenen Tierhäuten gefertigt wurden.

Ball = Bellen, wie es bei österreichischen Jägern in „Ballhatz" und „auf den Ball hetzen" noch vorkommt, ist ein Rest des mhd. bal, das im Ablautsverhältnis zu bellen steht. Als Jägerausdruck wird es zuerst gebucht in Döbels Jägerpractica I 106b (1746), und, wie es scheint, wurde es nur mit Bezug auf Saujagden verwandt, denn Heppe (1763) bemerkt: Wenn nun ein Saufinder eine Sau verbeilet, werden die umstellten Riedenhunde angelassen, die dann dem Ball des Finders zueilen und die Sau fangen.

Mit Bast bezeichnen die Jäger heute die mit kurzen Haaren besetzte Haut, die das Geweih umgiebt, so lange es noch nicht ausgewachsen ist. In dieser Bedeutung zeigt es sich schon bei Täntzer. Ursprünglich galt Bast von Tier= und Pflanzenhaut, wie denn Gottfried von Straßburg es auch noch allgemeiner faßt, wenn er es von der ganzen Haut des Hirsches gebraucht. Übrigens kommt noch im vorigen Jahrhundert Bast in ähnlichem Sinne vor, denn Paul (Wörterbuch) verzeichnet für Bürger: „sie wand sich das Bast von den Händen." Bei den Jägern ist nur die männliche Form geblieben, während im Mittelhochdeutschen beide zulässig waren. Das bekannte „Kette" in der Verbindung „eine Kette Rebhühner u. s. w." hat mit Kette = catena nichts zu thun, vielmehr ist es eine volksetymologische Umdeutung aus Kütte und Kitte. Diese Formen, denen das ahd. chutti, mhd. kütte = Schar zu Grunde liegt, waren im vorigen Jahrhundert noch sehr gebräuchlich. Döbel (I 50) hat Kitte, C. v. Heppe (Aufrichtig. Lehrprinz 1751) Kütte und Kette.

Also erst Mitte vorigen Jahrhunderts ist Kette aufgekommen, während „Kitte" noch 1844 in Warburgs Waldhorn (S. 95) begegnet. Die im Mittelhochdeutschen übliche transitive Verwendung von arbeiten = sich abmühen lassen, gebrauchen, zeigt sich beim Jäger noch, wenn er sagt: „Der Hund ist gut gearbeitet" (= abgerichtet) oder „einen Hund arbeiten". Als Jägerwort erscheint es schon im „New Jägerbuch" von 1590. In neuerer Zeit vermischt sich aber schon der jetzige Sprachgebrauch mit dem früheren, denn man hört ebenso häufig: „Der Hund arbeitet gut." Die Drossel ist bei den Hirscharten soviel wie Luftröhre. Jedenfalls bildet mhd. drozze „Kehle, Schlund" die Grundlage dazu (englisch jetzt noch „throat"). In der Litteratursprache schimmert das Wort noch durch in „erdrosseln" = an der Kehle würgen. Nur noch mundartlich findet man das mhd. galt = unfruchtbar, und zwar in den Formen gelt und galt von Kühen, die keine Milch geben. Bei den Jägern ist gelt in dieser Form allein üblich, und zwar alleinstehend und auch in Zusammensetzungen wie „Geltricke, Gelttier (unfruchtbare Hindin)". Es erscheint zuerst bei Fleming. — Kein Bild ist anzunehmen, wenn der Jäger für Hauer der Wildschweine „Gewehre" verwendet; vielmehr haben wir hier das mhd. gewer = „Wehr, Waffe im allgemeinen" erhalten, wie es ja auch noch aus „Seitengewehr" und aus dem im Kavalleriekommando üblichen „Gewehr" = Säbel ersichtlich ist. Vielleicht hat auch das ahd. gewer = Stachel zu dieser Bezeichnung für die langen, spitzigen Fangzähne beigetragen.

Brunst kommt schon mhd. in der heute üblichen Bedeutung „Begattungszeit des Rotwildes" vor, daneben hatte es auch den ursprünglichen und jetzt ausgestorbenen Sinn von „Geschrei". Seiner Bildung nach gehört es zu ahd. breman = brummen, wie Kunst zu queman = kommen (Nullstufe von breman = brum + t-Suffix mit Übergangslaut f). Die heutige Bedeutung erklärt sich daraus, daß gerade die Hirsche während der Begattungszeit stark schreien. Brunft lautet es schon vom 16. Jahrhundert an bei den Jägern, und nur bei Nichtjägern wie Maaler, Stieler, Henisch[1]) taucht die auf falscher Etymologie beruhende Form Brunst auf.

Dickung sowohl wie das ins Schriftdeutsche aufgenommene Dickicht, bewahren den ursprünglichen Sinn von dick = dicht, da sie beide einen dichten Holzbestand bezeichnen. Zum letzteren vergl. S. 45, das erstere ist erst nhd., ist aber wohl aus dem mhd. bei Jägern viel verwandten stswf. dicke derselben Bedeutung geflossen (vergl. z. B. Hadamars Jagd Strophe 546: Bî wilden in einer dicken). Erst Noë Meurer (1560) bringt Dickung, hat aber noch Dicke daneben.

1) Vergl. Kehrein S. 75.

Recht bemerkenswert ist die Benennung der vorletzten Enden an den Stangen des Hirschgeweihs. Die gebräuchlichste moderne Form ist „Eissprossen", daneben zeigen sich aber noch „Eissprössel" und „Eisprieß" (so Hartig Weidm. Convers.-Lex. 1861). Die beiden letzteren sind eine Verstümmelung und Entstellung von dem bei Heppe (1763) noch verzeichneten „Eissprüssel", das seinerseits in seinem zweiten Bestandteil einen Rest des ahd. spruzzil, mhd. sprüssel = Leitersprosse, Stufe, oder doch wenigstens eine Anlehnung daran darstellt. Der erste Teil des Wortes liegt in Bezug auf seinen Ursprung noch ziemlich im Dunkeln. Das Wahrscheinlichste ist, daß wir es hier mit einer ähnlichen Entwicklung zu thun haben, wie in „ereignen". Als Grundform wäre etwa anzunehmen „ougsprüssel", aus dem öugsprüssel, eigsprüssel und schließlich eissprüssel hervorging.[1]) Leider bieten die uns überlieferten Formen, da sie erst aus nhd. Zeit stammen, keinen Anhalt für unsere Aufstellung, doch scheint die Bedeutung dafür zu sprechen. Denn ursprünglich galt Eissprüssel nur vom untersten Ende, das jetzt „Augspross" heißt. So sagt der Übersetzer von Fouilloux' Vénérie (1590): „Das erste end wird andouiller genennt . . . und wird von Teutschen Jägern der Eissprüssel genennt." Noch im 18. Jahrhundert findet sich vereinzelt diese Bedeutung von Eissprüssel, denn Pärson berichtet im „Hirsch gerechten Jäger" (1734) S. 79: „Der Eissprüssel ist das erste End am Kopf." Aber auch das zweite Ende heißt schon frühzeitig „Eissprüssel" und zwar zum Unterschied von dem eigentlichen „ander Eisspr." (So in Alberti Magni Thierbuch übersetzt von R. Ryff 1544.) Am Ende des 17. Jahrhunderts wird man statt des unverständlich gewordenen „Eissprüssel" in seiner ersten Bedeutung das durch die Stellung dieser Enden gegebene „Augensprossen" gebildet haben, das zuerst bei Täntzer auftritt. Für das zweite Ende blieb, weil man keine bessere Bezeichnung hatte, Eissprüssel, zu dem sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Nebenform „Eisspross" gesellte.

Auf mhd. vohe oder besser auf die beim Stricker belegte Nebenform „vahe" ist wohl das weidmännische Fähe = Füchsin zurückzuführen,[2]) doch galt das mhd. sowohl vom männlichen als auch vom weiblichen Fuchs. Vielleicht war es auch bei den Jägern ursprünglich so. Es wird allerdings erst 1751 in Heppes „Aufrichtigem Lehrprinzen" gebucht, und auch schon in dem heutigen Sinne. Ungefähr gleichzeitig wird es

1) Auch das Deutsche Wörterbuch III 381 deutet auf Verderbnis aus Augsprosse hin.

2) Anders Kehrein: Er führt aus dem Jahre 1419 eine Form „vöhin" an und hält Fähe für ein Entründung, ähnlich wie in dial. schned statt schnöd. Doch müßte sich dann eine jägerische Nebenform „Fähin" finden.

auch auf die Weibchen anderer vierfüßiger Raubtiere übertragen und zwar in Süddeutschland, wo es auch heute noch die allgemeinere Bedeutung zuweilen zeigt. In Norddeutschland dagegen wird streng an der Bedeutung „Füchsin" festgehalten.

Döbel (I 24) berichtet: „Wenn ein Rudel (Sauen) bey einander und selbige stärker seyn als Frischlinge, so heißet es ein Rudel lauter starke oder grobe Sauen." Dies „grob" bewahrt die mhd. Bedeutung von „grob (p)" = an Masse groß, dick und stark. Es ist übrigens bei den Jägern von heute noch recht an der Tagesordnung. Auch das in der angezogenen Stelle erwähnte „Frischling" wurde in mhd. Zeit in umfassender Weise für „junges Schaf" und „junges Schwein" verwandt, während es jetzt auf „junges Wildschwein" beschränkt ist. Die mhd. Formen lauteten „vrischinc und vrischling"; sie sind nach Kluge von „frisch" = jung gebildet. Dafür könnte auch das seit Döbel belegte „frischen" = Junge bringen vom Schwarzwild sprechen, wenn man nicht lieber annehmen will, daß es nach Frischling erst gebildet wurde. Jägerisches „röhren" auch rehren = schreien (vom Hirsch) ist jedenfalls ein Rest des mhd. rêren = „blöken, brüllen". Es begegnet schon in den Weidsprüchen, so Nr. 10 bei Grimm: „Sag an, Weidmann, wo der edle Hirsch thut riren und hoffiren?" Außerhalb der Weidmannssprache ist es im Oberdeutschen (nach Schmeller) noch vorhanden in der Bedeutung „schreien wie ein Rind", auch engl. „roar" und nd. rôren „laut weinen" sind stammverwandt. Mit nhd. Ründung, vielleicht auch mit Anlehnung an Wolf kehrt das mhd. „welf" = „Junges vom Hund und von wilden Tieren" wieder in „wölfen" = Junge bringen (von Hunden und vierfüßigen Raubtieren), und zwar zuerst bei Tänzer (1682, III 125 a). Auch welf begegnet zuweilen noch heute in der Form „Welp".

Ungefähr seit Luther ist das nd. Fett statt des älteren Feist (mhd. stn. veizt) zur Herrschaft gekommen. Einen Rest des letzteren bieten die Jäger noch, wenn sie das Fett des Rot-, Reh- und Schwarzwildes ausschließlich mit Feist bezeichnen. Ursprünglich war der Begriff aber weiter gefaßt, denn Tänzer sagt: „Feist heißt man das Fett an den wilden Tieren."

„Sag mir an, mein lieber Waidmann, bist du ein Jäger und bist hirschgerecht?" fragt ein Weidspruch (bei Grimm Nr. 63) und meint damit einen Jäger, der zur Hirschjagd richtig ausgebildet, mit einem Worte tauglich ist. Spätere bildeten weiter „holzgerecht, weidgerecht", brauchten auch wohl „gerecht" für sich allein, wie z. B. Döbel (1746) Jägerpractica, I 84, sagt: „Es ist dem Hunde gerecht, so er die Fährte lustig und begierig anfällt." Ja auch Hadamar von Laber spricht

Str. 51 schon von „gerehtem kobern (Spüren) der hunde", und in moderner Zeit redet man viel von gerechtem und nicht gerechtem Ausdruck. In allen diesen Fällen erscheint „gerecht" in den ältern Bedeutungen „richtig, geschickt, passend, tauglich", die im Schriftdeutschen nur noch schwach in „kunstgerecht" und in der Wendung „in allen Sätteln gerecht" nachklingen.

Obgleich erst für unser Jahrhundert belegbar (zuerst in Hartigs Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache 1809) muß doch das jägerische „Gestüber" = „Kot des zur Niederjagd gehörigen eßbaren Federwildes" weit älteren Datums sein. Jedenfalls ist es zu mhd. gestübere = Verfolgung zu stellen, da es dessen unabgezogene Bedeutung „Versprengung, Verspritzung" noch durchschimmern läßt. (Vergl. mhd. stiuben = stieben, dessen Nullstufe in „gestübere" erscheint.) Bezeichnend ist, daß die Jäger jetzt auch „Verspritztes" in gleichem Sinne verwenden.

Eine ältere, jetzt im Schriftdeutschen ausgestorbene Form bietet uns das Hauptwort „Rauchwerk" = Pelzwerk vierfüßiger Raubtiere, das den spirantischen Auslaut des mhd. rûch = rauh, Pelz noch gewahrt hat. Da man den Ursprung vielfach nicht mehr verstand oder gar mißverstand, ist neuerdings Rauhwerk daneben aufgekommen. Den ältesten Beleg für Rauchwerk bietet Fleming S. 119, Rauhwerk erscheint zuerst bei Hartig in seiner Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache (1809). — In „prellen" auch „anprellen" = gegen etwas stürzen, prallen bewahren die Jäger die eigentlich richtige, umgelautete Form, die im Mittelhochdeutschen allein üblich, während das Schriftdeutsche die nach dem Präteritum „pralte" gebildete analoge Form prallen aufgenommen hat. Tänzer II 40 führt ein „zurückprellen" an und Bornemann (Humor. Jagdgedichte 1855, S. 57) läßt den Hühnerhund „nachprellen" d. h. den Hühnern nachspringen. Auch im Schriftdeutschen taucht vereinzelt „prellen" auf, so bei Uhland: „von dem der Pfeil auf den Schützen prellt." Vergl. Paul. — „Bill", das Hartig im Konversationslexikon als Zuruf an den Hühnerhund verzeichnet, wenn er etwas aufjagen soll, ist wohl alte Imperativform von bellen. In „bändig" = gut am Seil führbar und „gängig" = willig am Hängeseil gehend, erhielten uns die Jäger die ursprüngliche, unabgezogene Bedeutung der Adjektiva, wie sie in den Zusammensetzungen „durchgängig" und „unbändig" kaum noch erkannt wird. Beide Ausdrücke sind im Mittelhochdeutschen vorhanden, und zwar war das erste wohl schon damals Jägerausdruck. „Führig" dagegen taucht in gleicher Bedeutung erst bei Döbel auf und ist wohl als Eigenbildung der Jäger nach der Art der vorhergehenden anzusehen. Jägerische Eigenbildung ist auch benossen machen und werden, das ebenfalls Döbel verzeichnet. Es bedeutet, dem Hunde den „Genuß" (des frischen Blutes) geben und ist

wohl nach genossen m. gebildet, wenigstens läßt sich kein mhd. beniezen, dem es entflossen wäre, nachweisen. Eine eigenartige Verwendung zeigt das an in „anjagen" = zu jagen beginnen, „Anjagd" = Beginn der Jagd, auch Ort, wo man beginnt, „antreiben" = zu treiben anfangen, „Ansuche" = Stelle, wo sich Schweiß von dem angeschossenen Tiere findet, und der Hund auf die Fährte gebracht wird, er also anfängt zu suchen (Kehrein), und schließlich „anschreien" = zu Anfang des eingestellten Jagens schreien (das Jagdgeschrei erheben). In allen diesen Worten hat an den Sinn von beginnen, anfangen, wie es im Mittelhochdeutschen gebräuchlicher war, z. B. in „aneganc = Beginn" und „ansagen = anfangen zu sagen." Nhd. schimmert es sonst noch in „angehend" und in dem beim Kartenspiel üblichen „angeben = zu geben anfangen" durch.

Zum Schlusse sei noch das allbekannte „Schweiß" erwähnt. Es ist bemerkenswert, weil sich die zweite Bedeutung des mhd. sweiz = Blut darin erhalten hat. Gebucht findet es sich zuerst als Jägerwort bei Geßner. Ein Eigenschaftswort „schweißig" = blutig kennen die Weidsprüche schon. Bei Grimm Nr. 153 heißt es: „Da lauft der edel Hirsch mit seiner schweißigen Haut."

Neben diesem Festhalten am Altüberkommenen finden sich auch hie und da Ansätze, das aus der Gemeinsprache bekannte Material selbständig zu gestalten. Wie andere Berufs- und Standessprachen besitzt auch die Weidmannssprache eine staunenswerte Leichtigkeit Zeitworte von Hauptworten zu bilden. Wir stellen hier einige zusammen: baumen, auf-, abbäumen; äugen, an-, eräugen; an-, abbacken = das Gewehr an-, absetzen; holzen (= auf den Bau klettern von Mardern), aufholzen; wurmen = Würmer suchen (von der Schnepfe); blatten = den Rehbock durch Pfeifen auf einem Buchenblatte locken; an- abhalsen (den Hund) = ihm das Halsband anlegen, abnehmen; enthahnen (die Rebhühner) = die Hähne abschießen; genicken, abgenicken; ausbeeren, aufbeeren (die Dohnen); anleinen (den Hund) = ihn an die Leine binden; ankörnen = mit Körnern anlocken; anludern = durch ein Luder (Aas) anlocken; reisern (vom Leithund) = am Laube und an den Zweigen (statt auf dem Boden) umherschnüffeln; einschleifen (eine Leine) = eine Schleife binden; wurzeln (vom Dachs) = nach Wurzeln suchen; winden (vom Wild) = argwöhnisch umherspähen; verreisern (ein Fangeisen) = es mit Reisern verdecken; durchfangen = mit dem Fänger durchstechen; kesseln = sich ein Lager wühlen (von Wildschweinen); böckfern (vom Brunstgeruch beim Rot- und Damwild); ab-, aufdocken = eine Leine ab-, aufwickeln; flämmen, ausflämmen = einem Gewehrlauf durch einen blinden Schuß die Glätte nehmen; bären = brunften (bei Bären).

Bemerkenswert sind ferner die vielen schallnachahmenden Zeitwörter, die der Jäger zur Unterscheidung der Tierstimmen gebildet hat. Den tiefen Ton der Waldschnepfe nennt er „murxen, quoxen, quarren“, „pü=itzen“ den hohen Ton. „Spissen, spießen, pisten, bisten“ hat er für den pfeifenden Lockruf der Haselhühner. Von der wilden Taube sagt man „rucksen“, „fiepen“ von der Ricke, die ihre Jungen lockt, „keckern“ vom bellenden Fuchs. Mit „schleifen“ bezeichnet der Jäger die langgezogenen, dem Schleifen der Sense ähnlichen Töne in der „Balzarie“ des Auerhahns, während die kurzen, schlagenden durch „knappen“ ausgedrückt werden.

Wie wir schon oben sahen, zeigt der Jäger eine unüberwindliche Abneigung gegen abgeblaßte Allgemeinbegriffe. Ohr, Schwanz, Fuß, gehen, laufen, fliegen sind ziemlich verpönt, und der Jäger setzt treffendere, meist nach der Wildgattung verschiedene Ausdrücke, wie Lauscher, Löffel, Rute, Blume, Lunte, Lauf, Ständer, ziehen, schnüren, flüchtig werden, abstieben u. a. dafür ein. Die gleiche stilistische Eigenart offenbart sich bei den Eigenschaftsworten. Niemals heißt es: Ein großer Hirsch, sondern ein „starker, kapitaler, guter oder kapitalguter Hirsch“, und bei Keilern „stark oder grob.“ Worte wie klein, mager und schön kennen die Weidwerkslexika nicht, dafür verzeichnen sie „gering, schmal, schlecht bei Leibe“ und „stark, prächtig.“ So sagt der Jäger stets: „Das Geweih ist stark oder prächtig“, aber niemals „schön.“

Lautlich steht die Weidmannssprache auf dem Boden der Schriftsprache. Doch zeigt sich hie und da eine Vorliebe für oberdeutschen Anlaut, so in Pürzel „Sauschwanz“ neben seltnerem Bürzel, pürschen oder pirschen neben birschen, neben Brunst das seltnere Prunst. Auf niederdeutschem Einfluß beruht vielleicht das Zeitwort frangen, mit dem der Jäger das Spielen der Wildkälber untereinander bezeichnet. Da die possierlichen Tierchen sich hierbei auf die Hinterläufe stellen und mit den Vorderläufen aufeinander losschlagen, liegt ein Vergleich mit nd. wrangen = sich balgen (namentlich von Kindern) sehr nahe.

Nur bleibt mir unerklärlich, wie sich wr zu fr entwickeln konnte. Kehrein sucht es auf mhd. phrengen, pfrengen, oberd. pfrengen = „in die Enge treiben, drängen“ zurückzuführen. Aber abgesehen davon, daß die jägerische Bedeutung schlecht dazu paßt, bleibt auch wieder der Übergang von e zu a unerklärlich. Ist der Vorgang etwa so, daß das nd. wrangen entlehnt wurde, daß es aber auf oberdeutschem Gebiet in Anlehnung an pfrengen seinen hier ungebräuchlichen Anlaut wr zu fr wandelte?

Weniger zweifelhaft ist, daß nd. oder md. Einfluß zuzuschreiben sei das jägerische „einhessen od. einheesen, einhäsen = bei dem erlegten

Wild einen Schnitt zwischen Knochen und Flechse des einen Hinterlaufs thun und den andern hindurchstecken." Hesse steht in ähnlichem Verhältnis zu hd. Hächse, wie nd. Foß zu hd. Fuchs. Schon die ersten Weidwerkslexika, die es verzeichnen, Großkopff und Heppe (Wohlred. Jäger), bringen die Formen einhessen und einheesen, während die obd. Form einhächsen erst in neuester Zeit erscheint.

V. Einfluß der Weidmannssprache auf die Gemeinsprache.

Sobald die Weidmannssprache zusammen mit dem ganzen Jägerstand in sich fest gefügt war, konnten bei der Bedeutung, die die Jagd immer gehabt hat, Einwirkungen auf die Gemeinsprache nicht ausbleiben. Das war namentlich der Fall im 17., 18. Jahrhundert, wo selbst Fürsten und hohe Adlige das Weidwerk und damit auch die Jägerausdrücke erlernten, die dann durch ihre Vermittlung in weitere Kreise gelangten. Aber auch in mhd. Zeit schon finden wir Entlehnungen. So zeigt „hetzen" sich in übertragenem Sinne beispielsweise im Titurel 5061: „mich jâmer hetzet." „Luoder" galt ursprünglich nur in der Sprache der Falkner und bezeichnete eine Lockmittel in Gestalt eines Vogels, dann aber auch kleine Fleischstücke, die ebenfalls als Köder für den Falken dienten. Die Bedeutung „Lockmittel" wurde schon im Mittelhochdeutschen von der Umgangssprache aufgenommen und zu „Lockung, Verlockung, sündliches Wohlleben" umgeprägt, wie es im nhd. **lüderlich** noch durchschimmert. Bei den Jägern hat es sich im Sinne von Lockspeise noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und da man als Luder für Raubtiere sehr gern das Aas gefallener zahmer Tiere nahm und noch jetzt nimmt, so konnte das heute übliche kräftige Schimpfwort „Luder" daraus erwachsen. Auch unser „nachhängen", wie es in der Wendung „seinen Gedanken nachhängen" zu Tage tritt, war ursprünglich Weidmannswort.[1]) Einem Wilde nachhängen heißt beim Jäger: ihm auf der Fährte folgen. Früher galt es hauptsächlich von der Suche mit dem Leithunde und hatte seinen Ursprung darin, daß man dem Hunde das Seil nachhangen ließ, bewahrt somit auch noch den ursprünglich transitiven Sinn von **hängen**.

Schlägt ein Hund an, bevor er das Wild aufgesprengt oder auch nur gesehen hat, so nennt ihn der Jäger „vorlaut", da er nach weidmännischer Ausdrucksweise zu früh **laut wird**. Daß dieser Ausdruck bei passender Gelegenheit auch auf den Menschen angewandt wurde,

1) Anders **Paul**, der es aus der Bedeutung „dem Pferd die Zügel schießen lassen, nachsprengen, nacheilen" erklärt. Doch liegt wohl mehr ein ruhiges Nachspüren mit festem Ziel in dem Wort.

liegt auf der Hand. Aufgezeichnet wurde er als Jägerwort zuerst in Großkopffs Weidewerkslexikon von 1759, wenn mir nichts entgangen ist, während er in der Litteratursprache in Schillers „Räubern" zuerst auftritt. „Rudel" und „Dickicht" haben beide noch eine starke weidmännische Färbung. Das erstere wird noch in Zedlers Universallexikon der Jägersprache allein zugewiesen, u. zw. taucht es zuerst bei Täntzer auf, der S. 39 von einem „Rudel Sauen" spricht. Wahrscheinlich haben wir in Rudel eine Diminutivform von rode zu suchen, das neben rotte = Schar im Mittelhochdeutschen begegnet. Dickicht als Hauptwort verzeichnet bei den Jägern schon Täntzer (1682), während es in die Schriftsprache erst von Hagedorn (1764) eingeführt wird.[1])

Für mancherlei menschliche Eigenschaften und Wesensarten hat die Jägersprache Namen leihen müssen. So geht „bärbeißig" nicht auf „bissig wie ein Bär" sondern auf „Bärenbeißer" zurück. Damit bezeichnet schon Täntzer eine Art schwerer Hunde, die besonders gern zur Hetze auf Bären benutzt wurden, da sie sehr stark und bissig waren. Bärbeißig erscheint nach Grimm zuerst 1783 in der Schriftsprache. Jetzt gebrauchen wir auch wohl „Bärenbeißer" für solch einen hitzigen Menschen, häufiger aber noch „Bullenbeißer", wie jene Hunde auch genannt wurden. Gleichfalls aus dem Leben und Treiben der Jagdhunde stammen die Worte „unbändig" und „naseweis". Ein Hund wurde bei den Jägern früherer Zeit (z. B. bei Fleming S. 180) „bändig" genannt, wenn er sich gut am Bande oder Seil führen ließ (das liegt sicher auch schon im mhd. bendec), und noch jetzt kennt der Jäger „strickbändig" und „kuppelbändig" für solche Jagdhunde, die sich in der Meute gut führen lassen. Dazu stimmt auch die Bedeutung von bändigen = zähmen. „Naseweis" oder wie es mit volksetymologischer Umdeutung auch geschrieben wird, „naseweiß" ist nichts anderes als das mhd. nasewîse = spürkräftig, mit feinem Geruch begabt (von Hunden und auch von Menschen). Von Jagdhunden gebraucht erscheint es noch in Geßners Tierbuch (1563) fol. 86 b: Ist je einer (Hund) naseweiser dann der ander .... In dem heutigen Sinne begegnet es zuerst in Lessings „Minna".

Aus dem Bereiche der Falknerei stammt Wildfang. Noë Meurer (1560) teilt die Falken dem „Fahen nach" d. h. wie sie sich zum Fangen eignen, ein in „Nistling, Erstling und Wildfäng." Fleming (S. 350) bestimmt ihn genauer als einen jungen wilden Falken, der schon auf Raub ausgeht. Da sich nun Wildfang „ausgelassener Mensch" schon um 1600 findet, so ist es wohl aus dem Kunstausdruck der Falkner

1) Vergl. dazu Heyne, Deutsches Wörterbuch unter „Dickicht".

herzuleiten und nicht aus dem im 18. Jahrhundert erst bezeugten Wildfang = Pferd von einem wilden Gestüt, in dem die Pferde ohne Wartung umherlaufen. Viel eher ist das letztere wieder aus dem schriftdeutschen Wildfang geflossen. Das Schimpfwort Hundejunge oder Hundsbube war ursprünglich weidmännische Bezeichnung für einen Jägerlehrling im ersten Lehrjahre, dem während dieser Zeit die Pflege und Wartung der Hunde oblag. Da das der niedrigste Posten in der Jägerei war, konnte sich aus der Benennung leicht ein Schimpfwort entwickeln.

Einen starken Anklang an die Jägersprache empfindet man noch heute bei „wittern" und „stöbern". Wittern war ursprünglich unpersönlich, denn bei Hadamar heißt es Strophe 57: „Was witert dich nu an, geselle." Dieselbe Wendung haben die Weidsprüche ziemlich häufig, und auch Noë Meurer (1576) kennt sie. Diese Form des Wortes hat Goethe aufgenommen, wenn er sagt: „Hier witterts nach der Hexenküche", während die jetzige Bedeutung zuerst Bürger in die Litteratursprache bringt („Ich wittere Morgenluft"). Dem Vorhergehenden nach muß man wittern für die frühere, namentlich die mittelhochdeutsche Zeit den Sinn von „wehen, dunsten" zuschreiben, wie es auch Kluge will, da er es zu Wind stellt. Damit ist auch die von Lexer gegebene Erklärung „als Geruch in die Nase bekommen", die nach dem neuhochdeutschen Sprachgebrauch geformt ist, hinfällig, und man müßte wenigstens dahin verändern, daß man sagt: „als Geruch in die Nase kommen". Dazu stimmt dann das Hauptwort „Witterung": das Fleming als „Effluvia oder Dünste" erklärt, „so das Wiltpräth von sich läßet", und ferner das jetzt übliche verwittern (tr.) „dem Fangeisen durch Bestreichen mit einer Flüssigkeit den Eisengeruch nehmen". Stöbern ist herzuleiten von „Stöber" oder „Stöberhund", dem Namen eines Jagdhundes, der in der Nähe des Jägers zu suchen und namentlich Hasen und Federwild aufzustoßen hatte. Das Zeitwort begegnet schon bei Täntzer (III 122). Auf mhd. stöuber kann Stöber nicht zurückgehen, da wir dann Steuber oder Stäuber erwarten müßten im Neuhochdeutschen (bei Täntzer kommt a. a. O. die Form Steuber einmal vor). Wir haben daher mitteldeutschen oder niederdeutschen Einfluß anzunehmen. Vielleicht hat nd. stöben = Staub aufwirbeln eingewirkt.

Nicht immer ist das Material der Weidmannssprache direkt in die Gemeinsprache hinübergeleitet worden. Zuweilen haben auch andere Standessprachen den Vermittler gespielt. So hat insbesondere der Student manche Jägerworte entlehnt, sie mit seinem eigenartigen Gepräge versehen und sie dann als eigene Münze an die Schrift- oder Umgangssprache abgetreten. Derartige Berührungen zwischen beiden

Kastensprachen konnten auf Universitäten stattfinden, die in waldreichen Gegenden lagen, wie etwa die thüringischen, und zu einer Zeit, wo mit dem Aufblühen der Forstwissenschaft das Studium der Botanik, Zoologie und Chemie für den Jäger zur Notwendigkeit wurde.

Kluge weist in der „Deutschen Studentensprache" schon auf einige Wendungen hin, die aus dem Gebiet der Jägerei stammen, wie z. B. „durch die Lappen gehen" und „auf den Strich gehen". Die erstere belegt er für 1757 aus dem Munde eines Jenenser Studenten, also aus Thüringen. Ihren Ursprung hat man darin zu suchen, daß die Jäger schon im 16. Jahrhundert durch Einhegen mit Stricken, von denen Tuchlappen herabhingen, das Wild auf einen bestimmten Distrikt zurückzuscheuchen suchten. Dabei kam es aber nicht selten vor, daß das Wild, in die Enge getrieben, seine Scheu überwand und „durch die Lappen ging". Die zweite Wendung „auf den Strich gehen" ist aus dem Thun und Treiben der Waldschnepfe entnommen. Diese Vögel pflegen in der Paarzeit ihren „Abendstrich" zu halten, bei dem sich Männchen und Weibchen oft stundenlang herumjagen. Bei den Jägern wird „Strich" schon von Heppe (Wohlr. Jäger 1763) gebucht, während es für die Studenten sich zuerst bei Lankhard gegen Ende des 18. Jahrhunderts belegt findet. Auch der zunächst studentische und dann allgemeine Ausdruck Schnepfe „meretrix" (modern in der niederdeutschen Form Schneppe gebräuchlich) verdankt wohl der vorstehenden Wendung aus der Jägersprache seine Entstehung. Ferner ist an dieser Stelle noch das Zeitwort „prellen" = betrügen zu erwähnen. Es war seit dem 17. Jahrhundert beim eingestellten Jagen ein beliebter Brauch und, wie Fleming sagt, eine „königliche Lust der hohen Herrschaften", lebendig eingefangene Füchse tot zu prellen. Wie es dabei zuging, schildert uns Großkopf (1759) folgendermaßen: „Große Herren lassen eine Parthey lebendiger Füchse, auch Dächse, Frischlinge und dgl. einfangen. Alsdann lassen sie auf dem Schloßhofe oder sonst bequemen Orte einen länglichten viereckigten Platz mit hohen Tüchern einstellen und dicke mit Sand bestreuen. Auf diesen Platz stellen sich die Cavaliere Paar und Paar nach einander an und halten die Prellen parat, nachdem werden etliche Füchse aus den Kasten auf den Platz hineingelassen, wenn sie nun im Vorbeilauffen auf die Prellen kommen, so ziehen die Herren und rücken mit Gewalt, daß der Fuchs wohl etliche Ellen hoch in die Luft flieget, diese Ehre widerfähret ihme nun so lange, bis er durch alle Prellen durch und endlich gar des Todes ist, das heißt ein Fuchsprellen." Da nun der Fuchs bei dieser Jagdbelustigung sich in seiner Hoffnung, die Freiheit wiederzuerlangen, getäuscht sah, so lag es nahe, dem „Prellen" die Bedeutung „täuschen, betrügen" unterzuschieben. Das findet sich denn

zunächst auch bei den Studenten, und zwar zuerst in Zachariae „Renommist“ von 1741.

Zahlreiche Berührungen mit der Jägersprache finden wir im Mecklenburger Dialekt. Das ist ja kein Wunder bei dem Waldreichtum des Landes und bei dem gemütlichen Verkehr, den namentlich der Jäger früherer Zeit mit der Landbevölkerung pflegte. Wir führen hier einige Entlehnungen auf. Der Schmaus nach der Jagd heißt im Volksmunde „de Najagd“, von einer alten Jungfer sagt man: „Ut de jagdboren Johren is se rut“, von vornehmen Leuten: „Hier is väl Hoochwild.“ „Will Ji to Klapperjagd?“ fragt man, wenn Leute zum Tanz eilen. Beim Kartenspiel hat der Besitzer vieler kleiner Trümpfe „de lütt Jagd“. Nickt jemand schlaftrunken mit dem Kopf, so heißt es: „He will Hasen scheten.“

Damit sind wir schon auf das Gebiet der sprichwörtlichen Redensarten gekommen, die unsere Schrift- und mehr noch unsere Umgangssprache in überaus reicher Fülle aus dem Bereiche des Jagdwesens herübergenommen hat. Wir müssen uns darauf beschränken, die bekanntesten herauszugreifen, und verweisen im übrigen auf Schrader, Bilderschmuck der deutschen Sprache (Weimar 96) und auf Wanders Sprichwörterlexikon unter den Stichworten „Fuchs, Hase, Hirsch, Jäger, Jagd, Korn, Büchse u. a.“

Schon Luther kennt solche bildlichen Wendungen, beispielsweise übersetzt er Psalm 140,6: Die Hoffärtigen legen mir Stricke, breiten mir Seile aus zum Netz und stellen mir Fallen an den Weg. Dem gleichen Anschauungskreise entstammen: Einem ein Netz stellen, ihn ins Netz, ins Garn ziehen, jagen, treiben, hetzen; mit Netzen umstellen, umspinnen, umstricken; einem das Netz über den Kopf, über die Ohren werfen, ziehen; in das Netz fallen; ins Garn, in die Falle gehen; einen im Netz, im Garn haben, ihn umgarnen; seinen Fuß, seinen Kopf aus dem Netz, aus der Schlinge ziehen. — „Den Pfiff verstehen“ ist wahrscheinlich hergenommen vom Blatten des Rehbocks, wobei der Jäger den pfeifenden Locton der Ricke nachahmt; „auf den Leim gehen“ ist von den Leimruten der Vogelsteller entnommen. „Mit der goldenen oder silbernen Büchse schießen“ = bestechen und „in den Schuß oder in den Wurf (Speerwurf) kommen“ können beide auch ebenso gut Soldatenausdrücke sein. „Jemanden aufs Korn nehmen, auf dem Rohre haben“ sind vom Zielen entlehnt (Wander III 1710).

„Die Flinte ins Korn werfen.“ Flinte ist, wie Schrader richtig bemerkt, kein Soldatenwort, sondern Eigentum der Jägersprache (denn diese leichte Schußwaffe wurde zur größeren Bequemlichkeit der Jäger erfunden). So ist wohl die ganze Wendung der Jägerei zuzuweisen.

Begegnet es doch nicht selten, daß leidenschaftliche Jäger und treffsichere Schützen, wenn sie nur einmal einen Fehlschuß gethan, die Flinte zornig und entmutigt zugleich beiseite werfen und von weiteren Versuchen abstehen. „Auf den Busch klopfen" = vorsichtig nach etwas forschen ist von der Klopfjagd entlehnt, bei der die Treiber ohne lautes Schreien auf die Büsche klopfen. „In die Wicken, auch Fichten, Quisten gehen" = verloren gehen. Die Wicken und ebenso die Fichten erschweren das Suchen und Nacheilen, da sie fast undurchdringlich sind. „Auf dem Sprunge sein" schreibt sich vom Luchs her (ebenso wie das zunächst studentische „abluchsen, beluchsen"). „Einen Gegner zur Strecke bringen, ins Gehege kommen, auf falscher Fährte sein, auf der Spur sein, Wind bekommen von etwas, mit allen Hunden gehetzt sein." „Durch dick und dünn" kommt wohl von der Hetzjagd, und zwar ist dann für dick die alte Bedeutung „dicht" anzunehmen.

„Sprünge machen" und „jemandem auf die Sprünge kommen" entstammt der Gewohnheit des Hasen, bei der Verfolgung Seitensprünge zu machen, wie man denn auch von Seiten- oder Hasensprüngen redet. Andere Redensarten vom Hasen sind: Das Hasenpanier ergreifen; man weiß nicht, wie der Hase läuft; Schulden sind keine Hasenjagd. In Norddeutschland sagt man von einem Menschen: „er trägt Hasenpfoten in der Tasche", wenn er allerhand Neckereien im Sinne hat, eine Wendung, die wohl dem „Männchen machen" ihren Ursprung verdankt.

Zahlreich sind die verschiedenen Vergleiche, die zwischen dem Fuchs und einem listigen Menschen gezogen werden. So sagt man: Er ist ein schlauer Fuchs, er trägt den Fuchsbalg; alte Füchse gehen nicht in die Falle; einen alten Fuchs auf dem Eisen fangen, namentlich gebraucht, wenn man einen geübten Mogler beim Kartenspiel erwischt hat; alter Fuchs, alter Keiler und alter Jude sind schwer zu belauern; der Fuchs wechselt das Haar und bleibt, wie er war; endlich muß der Fuchs doch aus dem Bau (Loch); das ist ein dummer Fuchs, der nur ein Loch weiß. „Er beißt den Fuchs" oder „er will den Fuchs nicht beißen" = „er ist mutig, schlagfertig oder nicht" kommt natürlich von den verfolgenden Hunden her.

Ferner von Jagd, jagen, Jäger mögen zum Schluß noch folgende Redensarten erwähnt werden: Wer jagen will in Wald und Hecken, muß nicht vor jeder Staud' erschrecken; wer auf die Jagd geht, darf die Flinte nicht daheim lassen; der beste Jäger kommt oft leer nach Haus; ein blinder Jäger fängt keine Füchse.

Verzeichnis der Quellen.

1 (1560). Noë Meurer, Jag- und Forstrecht. Pforzheim 1560. Von fol. 84b—97a steht: „Wie weydmennisch von allem Weydwerck zu reden".

2 (1563). Thierbuch. Das ist ein kurtze beschreybung aller vierfüßigen Thieren / so auff der erde vnd in wassern wonend / sampt jrer waren conterfactur: aller zu nutz vn gutem allen liebhabern der künsten / Artzeten / Malern / Bildschnitzern / Weydleüten vnd Köchen gestelt. Erstlich durch den hochgeleerten herren D. Cunrat Gessner in Latin beschrieben / jetzunder aber durch D. Cunrat Forer zu mererem nutz aller mengklichem in das Teütsch gebracht / vnd in eine kurtze komliche ordnung gezogen. Mit Keyserlicher Maiestät freyheit / in acht jaren nit nachzutrucken bey peen vnd straaff acht Marck lötigs Golds nach laut des Originals. Getruckt zu Zürych bey Christoffel Froschower / im Jar als man zalt MDLXIII. (Verzeichnet bei Beschreibung der Jagdtiere eine Anzahl Weidmannsausdrücke.)

3 (1576). Noë Meurer, Jag- und Forstrecht II. Aufl. (Vergl. dazu Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache S. VI., dem merkwürdigerweise der fol. 61b—71a stehende, aus der ersten Aufl. wieder abgedruckte Abschnitt „Wie weydmennisch etc." entgangen zu scheint. Wenigstens findet er sich nirgends citiert, und beim Quellenverzeichnis erwähnt der Verfasser auch nur die fol. 71b—75a stehenden „Weydschray, Sprüche und Jägerische Dialogi".)

4 (1582). New Jag- und Waydwerk-Buch. Frankfurt a. M. bey Siegmund Feyerabend. Fol. 1582.

5 (1590). New Jägerbuch. Straßburg fol. 1590 (Übersetzung der „Vénérie" des französischen Jagdschriftstellers Du Fouilloux).

6 (1682). Der Dianen Hohe und Niedere Jagtgeheimnüß / Darinnen Die gantze Jagt-Wissenschafft Ausführlich zu befinden etc. — Mit großer Arbeit inventiret und beschrieben von Johann Täntzern. Und auff seine selbst eigene Unkosten herausgegeben / Am Tage Bartholmae Anno 1682. Koppenhagen / Gedruckt bey Conrad Hartwig Neuhoff. (In 3 Teilen, jeder mit besonderem Titelblatt; Teil II trägt die Jahreszahl 1686, Teil III 1689. Vor dem ersten Teil steht S. 10—16 eine „Eigentliche Erklährung / wie ungemeine Wörtter und andere Sachen / nach rechter Jagt-Mannier ausgesprochen und genennet werden".)

7 (1719). Der Vollkommene Teütsche Jäger von Hanns Friedrich von Fleming. Leipzig 1719. (Vergl. Kehrein.)

8 (1746). Heinrich Wilhelm Döbels eröffnete Jäger-Practica. Leipzig 1746. (Vergl. Kehrein.)

9 (1759). Joh. Aug. Großkopff, Neues und wohleingerichtetes Forst-, Jagd- und Weidwerks-Lexicon. Langensalza 1759.

10 (1763). Christian Wilhelm von Heppe, Einheimisch und ausländisch wohlredender Jäger. Regensburg 1763. (Kehrein benutzte die II. Aufl. von 1779, irrigerweise schreibt K. demselben Verfasser auch zu: „Aufrichtiger Lehrprinz, oder praktische Abhandlung von dem Leithund. Augsburg 1750" und „Die Jagdlust". Nürnberg 1783, 3 Bde. Das erste stammt von einem „Carl von Heppe", das zweite von einem „Joh. Chr. Heppe".)

11 (1801). Handbuch der Jagdwissenschaft ausgearbeitet ... von einer Gesellschaft und herausgegeben von Johann Matthäus Bechstein. Des ersten Theils erster Band Nürnberg 1801 (Enthält Jagdzoologie und am Schlusse eines jeden

Kapitels unter dem Titel „Jäger oder Weidmannssprache" die hauptsächlichsten Jagdausdrücke).

12 (1809). Anleitung zur Forst- und Weidmannssprache von Georg Ludwig Hartig. Tübingen 1809.

13 (1852). Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen von demselben. Stuttgart und Tübingen, VII. Aufl. 1852. (Bd. I S. 10—73 steht die „Jagdkunstsprache".)

14 (1852). Lexikon für Jäger und Jagdfreunde oder waidmännisches Konversationslexikon. Von Dr. G. L. Hartig 2. Ausgabe, Berlin 1852.

15 (1861). Dasselbe. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartig. Berlin 1861.

16 (1871). Wörterbuch der Weidmannssprache für Jagd- und Sprachfreunde aus den Quellen bearbeitet von Jos. Kehrein und Franz Kehrein. Wiesbaden 1871.

17 (1886—92). Allg. Encyklopädie der gesamten Forst- und Jagdwissenschaften. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Raoul Ritter von Dombrowski. Leipzig und Wien 1886—92 in 8 Bänden von denen der letzte noch aussteht. (Das Werk geht bis T incl. Das Sprachliche ist von Ernst Ritter von Dombrowski.)

Neben den vorstehenden Sammlungen von Weidmannsworten wurden noch, abgesehen von dem eigentlichen Inhalt der Werke Täntzers, Flemings und Döbels, folgende Werke benutzt:

Freiherr von Maltitz, Humoristische Raupen. Berlin 1822. (Eine Sammlung von Spottgedichten und -geschichten auf die modernen Zustände der Jagd.)

Warburg, Das Waldhorn. Berlin 1844. (Eine umfangreiche Sammlung von Jägerliedern, die größtenteils aus den Kreisen der Jäger hervorgegangen sind.)

Bornemann, Humoristische Jagdgedichte. Berlin 1855.

„Deutsche Jägerzeitung", Jahrgang XV. Neudamm 1890.

„Weidwerk in Wort und Bild", Beilage zur Deutschen Jägerzeitung. Bd. III, 1895.

Ferner die Sammlungen von Weidsprüchen:

1. Von Grimm, Altdeutsche Wälder. III 97 flg.
2. Von Reinh. Köhler, Weimarer Jahrbuch für deutsche Sprache. III 329 flg.

Für die mhd. Zeit, soweit sie herbeigezogen worden ist, wurden benutzt:

Gottfrieds Tristan nach der 3. Ausgabe von Bechstein 1889 und 91.

Hadamars von Laber „Jagd", herausgegeben von K. Stejskal. Wien 1880.

Abhandlung von den Zeichen des Rothhirsches, zusammen mit „Kaiser Maximilians I. geheimem Jagdbuch", herausgegeben von Th. G. von Karajan. Wien 1858.

Außerdem wurden benutzt die deutschen Wörterbücher von Grimm, Sanders, Heyne und Paul, das Etymologische Wörterbuch von Kluge und das Mittelhochdeutsche Handwörterbuch von Lexer.

Verzeichnis der hauptsächlichsten Kunstwörter.



